



Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



BBSR-
Online-Publikation
34/2026

Das Handwerk als baukultureller Akteur

Materialbasierte Erfahrung, Gestaltungskompetenz
und systemische Herausforderungen im Bauprozess

von

Dr. Alexander Fichte
Belinda Rukschcio
Heike Notz
Dr. Diana Wiedemann
Markus Lehrmann
Silvia Harth
Carsten Benke



Das Handwerk als baukultureller Akteur

Materialbasierte Erfahrung, Gestaltungskompetenz und systemische
Herausforderungen im Bauprozess

IMPRESSUM

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR)
Deichmanns Aue 31–37
53179 Bonn

Wissenschaftliche Begleitung

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung
Referat RS 7 „Quartiersentwicklung, Baukultur und städtebaulicher Denkmalschutz“
Dr. Alexander Fichte
alexander.fichte@bbr.bund.de

Autorinnen und Autoren

Dr. Alexander Fichte, Belinda Rukschcio, Heike Notz, Dr. Diana Wiedemann, Markus Lehrmann, Silvia Harth, Carsten Benke

unter Mitwirkung der Handwerkskammer Düsseldorf und Handwerk.NRW

Redaktion

Marius Matheja

Stand

Juni 2026

Gestaltung

Philipp Minten

Bildnachweis

ewastudio via Getty Images: Titelbild

Jürgen Schulzki: S. 4; uigurhan via Getty Images: S. 8; Daniel Hinterramskogler: S. 13, 14; Job-TransFair / Gerd Kressl: S. 14; BauKarus-
sell / LBS Murau: S. 16; Heike Notz / Akademie Schloss Raesfeld: S. 21, 22, 23, 25, 26, 27; Simon Matthiesen / Merotop Denkmalpflege:
S. 25; Holzmanufaktur Rottweil GmbH: S. 26; Josef Müller GmbH & Co. KG: S. 28; Andrea Weyand: S. 30; Schwarzwald Tourismus GmbH:
S. 33; lehmann_holz_bauten: S. 35; Matthias Krieg: S. 39; Boris Leuthold, NNZ: S. 48; Jann Hoefer / Montag Stiftung Urbane Räume: S.
50; Wolf Sondermann / Montag Stiftung Urbane Räume: S. 52, 53; Montag Stiftung Urbane Räume: S. 53, 57; David Meister / TalTonth-
ater: S. 54; Simon Veith / Montag Stiftung Urbane Räume: S. 55, 56; Carsten Benke: S. 63, 67



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung-Share Alike 4.0 International (CC BY-SA 4.0). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers und der Weitergabe unter gleichen Bedingungen die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. Nähere Informationen zu dieser Lizenz finden sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>. Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Der Herausgeber übernimmt keine Gewähr für die Richtigkeit, die Genauigkeit und Vollständigkeit der Angaben sowie für die Beachtung privater Rechte Dritter. Die geäußerten Ansichten und Meinungen müssen nicht mit denen des Herausgebers übereinstimmen.

Zitiervorschlag

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (Hrsg.), 2026: Das Handwerk als baukultureller Akteur: Materialbasierte Erfahrung, Gestaltungskompetenz und systemische Herausforderungen im Bauprozess. BBSR-Online-Publikation 34/2026. Bonn.
<https://doi.org/10.58007/kj9b-2340>

DOI 10.58007/kj9b-2340

ISSN 1868-0097

Bonn 2026



Foto: Jürgen Schulzki

Liebe Leserinnen und Leser,

Bauhandwerk und Baukultur sind untrennbar miteinander verbunden. Auch wenn digitale Werkzeuge, industrielle Vorfertigung und automatisierte Abläufe den Bauprozess zunehmend prägen, bleibt handwerkliches Können unverzichtbar. Materialien müssen verarbeitet und Bauteile an den konkreten baulichen Kontext angepasst werden. Die Qualität unserer gebauten Umwelt wird maßgeblich durch die Fertigung mit der Hand geprägt. Gleichzeitig steht das gesamte Bauwesen unter erheblichem Druck. Fachkräftemangel, steigende Kosten sowie die gesellschaftliche Erwartung, schnell und viel zu bauen, verändern die Rahmenbedingungen tiefgreifend. Es ist zu befürchten, dass handwerkliche Sorgfalt und baukulturelle Ansprüche zugunsten von Tempo und Effizienz in den Hintergrund geraten.

Vor diesem Hintergrund hat das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) die baukulturelle Bedeutung des Bauhandwerks genauer betrachtet. Die Beiträge der vorliegenden Publikation zeigen aus unterschiedlichen Perspektiven die integrativen, kulturellen und gestalterischen Funktionen des Bauhandwerkes auf. Sie laden dazu ein, das Bauhandwerk nicht nur als ausführende Instanz, sondern als aktiven baukulturellen Akteur zu begreifen.

Wir wünschen Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Dr. Peter Jakubowski
Leiter des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)

Inhaltsverzeichnis

Handwerk und Baukultur als Forschungsfeld	6
von Dr. Alexander Fichte	
Perspektiven für das Handwerk: Fachkräfte der Zukunft	12
von Belinda Rukschcio	
Klimagerechtes Bauen: ein handwerklich-restauratorischer Beitrag	21
von Heike Notz	
Baukultur, Handwerk und regionale Identität im Schwarzwald	32
von Dr. Diana Wiedemann	
Stadtplanung, Architektur und Bauhandwerk: Neue Instrumente, bekannte Baukultur, gemeinsame Aufgabe	41
von Markus Lehrmann	
Wir bauen Chancen – für den Stadtteil und das lokale Handwerk	48
von Silvia Harth	
Handwerk und Baukultur in der nachhaltigen Stadtentwicklung	60
von Carsten Benke	



Handwerk und Baukultur als Forschungsfeld

von Dr. Alexander Fichte (BBSR)

Verknüpfung von Handwerk und Baukultur

Baukultur – verstanden als Summe aller menschlichen Tätigkeiten, die sich auf den gebauten Raum auswirken – verfolgt primär das Ziel, die Lebensqualität über identitätsstiftende Räume zu steigern (vgl. BMWSB 2024: 8). Im Herstellungsprozess eines Gebäudes kommt dem Bauhandwerk ungeachtet fortschreitender Industrialisierung und Technisierung des Bauablaufs nach wie vor eine essentielle Rolle zu. Baustoffe, Materialien und vorgefertigte Bauteile werden von Handwerkerinnen und Handwerkern verarbeitet und im Zusammenspiel der unterschiedlichen Gewerke zu einem Bauwerkgefügt. Dabei agiert das Handwerk lösungsorientiert. Es wirkt trotz Fachplanung und industriellen Vorgaben stets gestalterisch. Die Art dieser Gestaltung variiert mit den spezifischen Fachkompetenzen der Betriebe und beeinflusst die Qualität und Wahrnehmung des Gebauten. Handwerkliche Kompetenz ist dabei wesentlich für bauliche Qualität, wurde im akademisch geprägten Baukulturdiskurs aber lange nicht ausreichend berücksichtigt.

Zum Handwerk zählen in Deutschland rund 1 Mio. Betriebe mit etwa 5,57 Mio. Beschäftigten (vgl. ZDH 2024). Nahezu die Hälfte dieser Betriebe ist im Baugewerbe aktiv. Das deutsche Handwerk ist durch einen dezentralen und kleinteiligen Aufbau geprägt. Es ist mittelständisch ausgerichtet: Eigentum sowie Haftung liegen meist in einer Hand (vgl. Hennecke 2022). Darüber hinaus ist das Handwerk mit jährlich rund 360.000 Lehrlingen ein wichtiger Bildungsträger. Es ist ein wesentlicher Akteur zur Integration von Zuwanderern und hilft damit dem Fachkräftemangel zu begegnen (vgl. ZDH 2024). Neben der wichtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung des Bauhandwerkes, kann es aber auch ein zentraler Akteur in der Beförderung von Baukultur sein.

Die Herstellung mit der Hand ist an materialbasierte Kompetenz, also durch Erfahrung erworbenes Können und Wissen, gebunden, das weiterentwickelt und im jeweiligen Wirkungskreis weitergegeben wird. Dieses in Kopf und Händen gespeicherte Erfahrungswissen kann im Gegensatz zur industriellen Produktion intuitiv zur Lösung neuer Problemstellungen und Anforderungen eingesetzt werden (vgl. Bizer 2023: 43 ff.). Das Spektrum handwerklicher Kompetenz reicht von der generalisierten Massenmontage industriell vorgefertigter Bauteile bis hin zur Spezialisierung von Fachbetrieben. Diese werden häufig für besondere Gestaltungsaufgaben hinzugezogen, etwa in der Denkmalpflege. Die notwendige Kompetenz steigt mit der Komplexität der Aufgaben. Darüber hinaus kann sich aus lokalen Gegebenheiten wie der Topographie oder regional verfügbaren Materialien eine spezifisch regionale Formensprache entwickeln, die durch das Bauhandwerk tradiert und weitergetragen wird. Lokal agierenden Handwerkerinnen und Handwerkern kann dabei die Rolle einer Kulturträgerin beziehungsweise eines Kulturträgers zukommen (vgl. Thomä 2021: 12 f.). Die baukulturelle Bedeutung des Bauhandwerkes basiert somit auf der Arbeit mit den Händen, die wiederum auf durch Erfahrung gewonnenen Kompetenzen beruht, vielfältig anwendbar ist und regionale Bezüge aufweisen kann.

Herausforderungen und Potentiale für das Bauhandwerk

Der Bund verfolgt das Ziel der Klimaneutralität bis 2045. Allein die Bauwirtschaft ist für 50 % des gesamten Abfallaufkommens und für etwa 40 % der CO₂-Emissionen verantwortlich und zählt somit zu den größten CO₂-Emittenten der Bundesrepublik (vgl. VRI ZRE 2024). Angesichts der aktuellen Wohnungsnot verfolgt der Bund aber auch das Ziel, den Wohnungsbau zu beschleunigen. Dem Ziel, die notwendigen 320.000 neuen Wohnungen pro Jahr zu schaffen (vgl. Müther/Waltersbacher 2025), soll bisher vor allem durch Verfahrensvereinfachungen im Baurecht nähergekommen werden. Gleichzeitig hat sich in den vergangenen 15 Jahren die Zahl der offenen Stellen im Handwerk mehr als verdoppelt (vgl. ZDH 2024). Zudem haben sich die Baukosten seit 2020 um fast 40 % erhöht (vgl. Statistisches Bundesamt 2025). Für die vielfältigen Aufgaben stehen perspektivisch weniger Personal und weniger finanzielle Mittel zur Verfügung.



Für das Bauhandwerk ergibt sich daraus eine doppelte Rolle. Einerseits bleibt es unverzichtbarer Umsetzungspartner für Klimaschutz, Ressourceneffizienz und Wohnraumschaffung. Andererseits wird es zunehmend zum begrenzenden Faktor, da politische Zielsetzungen auf eine Branche treffen, deren personelle und wirtschaftliche Kapazitäten bereits heute stark beansprucht sind. Trotz dieser zentralen Bedeutung wird die Rolle des Bauhandwerks in der notwendigen Transformation des Bauwesens bislang nicht ausreichend berücksichtigt. Zirkuläres Bauen, der prioritäre Umbau des Bestandes, die Einführung nachhaltiger Materialien und Techniken sowie die fortschreitende Digitalisierung werden vornehmlich aus planerischer Perspektive betrachtet, während die handwerkliche Umsetzungskompetenz nur langsam Einzug in die Fachdiskussion erhält. Im Folgenden werden deshalb die Herausforderungen und verbundenen baukulturellen Potentiale für das Bauhandwerk durch den Wandel des Bauwesens dargestellt.

Das **zirkuläre Bauen** definiert sich durch die Weiter- oder Wiederverwertung von Gebäuden, Bauteilen und Rohstoffen. Die Planung muss somit auf Verfügbares reagieren (vgl. Sichrovsky 2024: 8). Für das Bauhandwerk ergeben sich vielfältige Aufgabenfelder. Die Sichtung der Begebenheiten vor Ort in Bezug auf Verfügbarkeit, Qualität, Wiederverwertbarkeit der Materialien und gegebenenfalls notwendige Zertifizierung und Aufbereitung brauchen umsetzungsbezogene handwerkliche Kompetenz. Ebenso erfordert die Dokumentation der Materialeigenschaften und Einbauzustände materialbezogenes Wissen. In der Entwicklung neuer zirkulärer Bautechniken kann das Bauhandwerk wertvolle Praxisimpulse liefern. Auch der sortenreine, selektive Rückbau stellt eine neue handwerkliche Disziplin dar. Die Etablierung zirkulärer Strategien im Handwerk wird jedoch noch immer durch technische, strukturelle und regulatorische Hemmnisse erschwert. So verhindern zum Beispiel der Einsatz von Verklebungen und Klebstoffen, eine fehlende Infrastruktur für die Zwischenlagerung sowie bürokratische und haftungsrechtliche Vorgaben eine einfache Wiederverwendung von Baustoffen und Bauteilen (vgl. Hoffmann/Wunder 2022: 45).

Im Gegensatz zum Neubau erfordern die **Umnutzung und der Umbau** des baulichen Bestandes mehr handwerkliche Kompetenz. Die Sichtung der Begebenheiten vor Ort und die Entscheidung zur weiteren Vorgehensweise erfordern handwerkliches Umsetzungswissen, das wiederum in die Planung einfließen muss. Herausforderungen ergeben sich hier vor allem in der Anpassung des Bestandes an neue Nutzungen und damit verbundenen rechtlichen Anforderungen. Aktuelle Änderungen im Baurecht zur Schaffung von Wohnraum eröffnen hierbei handwerkliche Gestaltungsspielräume. Durch die Abweichung von den Vorschriften des Baugesetzbuchs (BauGB) durch den sogenannten Bau-Turbo können beispielweise Umnutzungen und Aufstockungen zugunsten von Wohnraum durchgeführt werden, die zuvor bauplanungsrechtlich nicht möglich waren. Auch in vielen Landesbauordnungen gibt es inzwischen reduzierte Anforderungen für das Bauen im Bestand. Der Bund plant eine Reduzierung der Standards mit der Einführung des Gebäudetyps E. Die verringerten Anforderungen können sich positiv auf die Wirtschaftlichkeit eines Umbauprojektes auswirken (vgl. Hangebruch et al. 2024: 157). Die Bundesstiftung Baukultur sieht in einem möglichen Fokus auf den Umbau zudem Potentiale, den Berufszweig des Handwerkes zu attraktiveren und dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Aufgrund der höheren Komplexität, Individualität und erforderlichen Kompetenzen von Umbauprojekten gegenüber reinen Neubauprojekten, sind diese bei den Handwerkenden beliebter als der reine Neubau (vgl. BSBK 2022: 8).

Die **Etablierung neuer Materialien und Bautechniken** muss durch das Handwerk umgesetzt werden. Erneuerbare Rohstoffe wie zum Beispiel Holz, Stroh oder Lehm sind meist regional verfügbar und nicht auf internationale Exportketten angewiesen. Zumal das Normierungswerk in der Bundesrepublik historisch auf Beton und Stahl ausgerichtet ist, ergeben sich in der Umsetzung häufig rechtliche Hürden, wodurch eine Etablierung erschwert wird. Das modulare und serielle Bauen hat in der Breite der Bauwirtschaft ebenfalls noch nicht Fuß gefasst. Die industrielle Vorfertigung von flexibel einsetzbaren Modulen aus klimagerechten und digital kartierten Materialien verspricht die Umsetzungsgeschwindigkeit zu steigern, Kosten zu verringern und Emissionen einzusparen. In der bis 2028 laufenden Rahmenvereinbarung seriell und modulares Bauen 2.0 des GdW Bundesverband deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen werden mit ausgesuchten Firmen und Auftragnehmern unterschiedliche Bauweisen getestet (vgl. GdW 2023: 5). Darüber hinaus bieten erweiterte

Befreiungen und beschleunigte Verfahren im BauGB durch den Bau-Turbo und die aktuelle BauGB-Novelle weitere Spielräume. Es ist davon auszugehen, dass das serielle und modulare Bauen zukünftig verstärkt zur Anwendung kommt. Mit den neuen Materialien und Bautechniken ist nicht nur ein Umdenken in der Planung verbunden, sondern auch ein erneuter Aufbau handwerklicher Kompetenzen und Arbeitsabläufe für die Umsetzung. Im seriellen und modularen Bauen ergeben sich für das Bauhandwerk neue Gestaltungsspielräume, besonders in der Entwicklung neuer Bauweisen und in der Qualitätssicherung vor Ort.

Die **digitale Transformation des Bauwesens** stellt das Bauhandwerk vor tiefgreifende Herausforderungen. Planung und Ausführung werden zukünftig vermehrt auf digitale Instrumente und künstliche Intelligenz (KI) zurückgreifen müssen, um effizient, kostengünstig und nachhaltig zu sein. Beim Building Information Modeling (BIM) haben alle Projektbeteiligten während des gesamten Lebenszyklus eines Gebäudes anhand eines virtuellen 3D-Modells Zugriff auf aktuelle Informationen. Digitale Gebäuderessourcenpässe können auf BIM basieren. Sie dokumentieren den Materialeinsatz und können Informationen zur Recyclingfähigkeit und Wiederverwendung einzelner Bauteile beinhalten. Der Einsatz von KI vernetzt Planung, Ausführung und Betrieb. Er kann Prozesse und Wertschöpfungsketten ändern, indem der gesamte Lebenszyklus eines Bauwerkes abgebildet wird. Besonders in der Planung können die digitalen Instrumente dazu beitragen Entwurfparameter wie Haustechnik, Tragwerksplanung die Baukosten oder auch eine CO₂-Bilanz auszuwerten und schnell aufeinander abzustimmen. Die Potentiale für die Ausführung auf der Baustelle sind besonders in der Qualitätssicherung zu finden. Durch die Verknüpfung der Ebenen wird das Bauen transparenter und weniger fehleranfällig. Aktuell kommt es zwischen Ausführung und Planung jedoch häufig noch zu Medienbrüchen, sodass das umfassende Wissen nicht in die Praxis auf der Baustelle einfließt (vgl. HPI 2026: 15). Inwiefern erweiterte digitale Instrumente auch dort flächendeckend Einzug halten, ist nicht abzusehen. Für das Bauhandwerk eröffnet der Einsatz digitaler Instrumente neben der händischen Arbeit eine zweite digitale Arbeitsebene. Auf diese Weise kann handwerkliches Erfahrungswissen durch tiefgreifende Detailkenntnisse sinnvoll ergänzt werden.



Foto: ugunhan via Getty Images

Digitale Medien halten zunehmend Einzug im Bauwesen

Handlungsfelder für eine baukulturelle Stärkung des Bauhandwerkes

Das Bauhandwerk kann sich als wichtiger Akteur erweisen, um die Bundesziele im Klimaschutz und bei der Bereitstellung von Kapazitäten zu erreichen, besonders im Hinblick auf baukulturelle Ansprüche. Die beschriebenen Herausforderungen führen zu übergreifenden Handlungsfeldern, die auf die lösungsorientierte Kompetenz und die praktische Arbeit mit den Händen zurückzuführen sind. Eine langfristig tragfähige Weiterentwicklung des Bauhandwerkes wird notwendig.

Potentiale des Bauhandwerkes können durch die **Verknüpfung von Planung und Ausführung** aktiviert werden. Handwerkliche Kompetenz frühzeitig einzubeziehen, kann zu flüssigeren Abläufen, Ressourceneinsparung und folglich auch besseren Ergebnissen führen. In diesem Zusammenhang ist der zirkuläre Innenausbau des CLCR_House in Berlin beispielhaft zu nennen (vgl. Mankel 2024: 1). Handwerksbetriebe wurden hier von Beginn an in den Planungsprozess eingebunden und so Wissen um die zirkuläre Weiterverarbeitung verfügbarer Baustoffe in den Prozess integriert. Gemeinsam wurden regelmäßig Workshops veranstaltet, um neue Vorgehensweisen zu entwickeln, beispielsweise in Bezug auf den Ab- und Aufbau und die Wiederverwertung von

Materialien. Besonderer Handlungsbedarf ergab sich bei der Wiederzertifizierung von Bestandsmaterialien. Weitere Hemmnisse für die Verknüpfung von Planung und Ausführung finden sich in der öffentlichen Vergabe: Durch die starke Trennung zwischen planenden und ausführenden Gewerken wird eine frühzeitige Integration handwerklicher Expertise und ihren baukulturellen Potentialen erschwert (vgl. Krusenotto et al. 2026: 76).

Die **Anpassung von Normen und formalen Rahmenbedingungen** führt zu einer baukulturellen Stärkung des Handwerks. In Bezug auf die Etablierung neuer oder die Wiederbelebung alter Bautechniken wird die Erfüllung von DIN-Normen und anerkannten Regeln der Technik vielfach als Hindernis in der Planung, besonders aber in der Ausführung wahrgenommen (vgl. Krusenotto et al. 2026: 91). Dass eine funktionsfähige Ausführung anstatt starrer Normen auch als juristische Basis für das Bauen verwendet werden kann, zeigt das Beispiel der Dänischen Bauordnung (BR18). Hier werden Schutzziele definiert, deren Erfüllungsart nicht vorgegeben ist. Über Gleichwertigkeitsnachweise, die gemeinsam von Planung und Ausführung erbracht werden, kann so handwerkliche Erfahrungen zur Lösung eines baulichen Problems, rechtssicher zur Anwendung kommen. Aber auch bürokratische Auflagen, die unabhängig von der Betriebsgröße gelten, werden für kleinere, spezialisierte Betriebe immer wieder als Hemmnis benannt (vgl. BDZ 2025: 3). Eine Anpassung des öffentlichen Vergaberechtes empfiehlt sich für die Etablierung von regionalen Stoffströmen und alternativer Materialverwendung. Verpflichtende EU weite Ausschreibungen, das Diskriminierungsverbot und das Gebot der produktneutralen Beschaffung stehen der bevorzugten Aktivierung lokaler Akteure und Materialien entgegen (vgl. Krusenotto et al. 2026: 53).

Ein **erweitertes und durchgängiges Bildungsangebot**, das schulische Grundlagenbildung, berufliche Ausbildung, akademische Qualifizierung und Weiterbildung für bestehende Betriebe miteinander verbindet, bildet eine zentrale Voraussetzung für die fachliche Weiterentwicklung des Bauhandwerks und die Berücksichtigung seiner baukulturellen Qualitäten. In der schulischen Bildung tragen Werkunterricht, Werkwochen und Praxisphasen wie beispielsweise an der J.H.A. Oberschule Rathenow ([s. Beitrag Rukschcio](#)) dazu bei, handwerkliche Kompetenzen früh zu vermitteln und ein besseres Verständnis für betriebliche Abläufe zu schaffen. Auf akademischer Ebene zeigt der zum Wintersemester 2026/27 startende Studiengang „Bauerhalt und traditionelle Werktechniken“ der Hochschule Coburg, der Universität Bamberg und der Handwerkskammer Oberfranken exemplarisch, dass eine Verbindung von handwerklicher Ausbildung und wissenschaftlicher Vertiefung möglich ist. Das Konzept orientiert sich an historischen Dombauhütten. Absolventen erhalten sowohl einen Bachelor als auch einen Gesellenbrief.

Neue Materialien, digitale Prozesse sowie Anforderungen des Um- und Rückbaus erfordern für bestehende Betriebe einen erhöhten Bedarf an Weiterqualifizierung (vgl. Gertenbach 2026: 12). Regionale Einrichtungen wie das Zentrum für Holzbau im Schwarzwald oder das Bauwerk Schwarzwald verdeutlichen, wie Wissensvermittlung zu lokalen Ressourcen, Qualifikationsangebote und Bauherrenberatung zur Verbreitung nachhaltiger Holzbauweisen beitragen ([s. Beitrag Wiedemann](#)). Zusätzliche Qualifikationsbedarfe entstehen zudem durch neue Verantwortungsbereiche. Die kleine Bauvorlageberechtigung in den Gebäudeklasse 1 und 2 erlaubt Meisterinnen und Meistern einschlägiger Betriebe die Einreichung von eingeschränkten Bauvorlagen, macht aber gleichzeitig ein vertiefendes Bildungsangebot notwendig. Insgesamt zeigt sich, dass ein verzahntes, mehrstufiges Bildungsangebot die Grundlage für die Sicherung und Weiterentwicklung der fachlichen und baukulturellen Potenziale des Bauhandwerks bildet.

Ausblick

Vor dem Hintergrund der umfangreichen Herausforderungen sollte die Bedeutung handwerklicher Kompetenz für baukulturelle Qualität nicht vernachlässigt, sondern vielmehr gestärkt und als untrennbar verknüpft betrachtet werden. Herausforderungen durch Zirkuläres Bauen, fokussierten Umbau, neue Techniken und digitale Werkzeuge können eine Baukultur entstehen lassen, die das Bestehende wertschätzt und zugleich anwendungsbezogen weiterentwickelt. Das Bauhandwerk als moderner, innovationsoffener Partner im Bauwesen kann hier einen entscheidenden Beitrag leisten.

Die vorliegende Publikation zeigt, wie dieses Zusammenspiel bereits heute funktioniert. **Belinda Rukschcio** unterstreicht anhand von Praxisbeispielen die Bedeutung interdisziplinär verknüpfter handwerklicher Bildung für die Etablierung einer zukunftsgerichteten und ressourcenschonenden Baukultur. **Heike Notz** betrachtet das Bauen im Bestand und die Wiederverwertung von Materialien aus einer denkmalpflegerischen Perspektive und hebt klimatische und baukulturelle Potentiale hervor. **Diana Wiedemann** veranschaulicht die Relevanz des Bauhandwerkes als baukulturelle Ressource einer ganzen Region anhand der Tätigkeit des Bauwerkes Schwarzwald. **Markus Lehrmann** betrachtet die Rolle des Handwerkes und die Entwicklung des Bauwesens anhand von drei Thesen aus einer berufspolitischen Perspektive. **Silvia Harth** stellt die Potentiale des Bauhandwerkes in Bezug auf seine integrativen Funktionen im Quartier in den Projekten der Montag Stiftung Urbane Räume dar. **Carsten Benke** analysiert die Bedeutung des Handwerkes in der Stadtentwicklung vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen. Gemeinsam zeigen die Beiträge, wie vielfältig und zukunftsweisend das Bauhandwerk als baukultureller Akteur bereits heute wirkt und welche Impulse es für die Weiterentwicklung des Bauwesens setzen kann, indem Qualität, Verantwortung und Innovation untrennbar miteinander verbunden werden.

Literatur

Bizer, K.; Thomä J., Thonipara, A., 2023: Die sozialökologische Transformation – nicht ohne das Handwerk. In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Landschaften der Arbeit. Mittelweg 36, Heft 2 (April/Mai 2023): 43–64.

Hangebruch, N.; Haag, L.; Dobosic, I.; Rieniets, T., 2024: Kauf- und Warenhäuser im Wandel, kleiner baukultureller Statusbericht. Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Bonn. Zugriff: https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/sonderveroeffentlichungen/2024/kauf-warenhaeuser-im-wandel-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=2 [abgerufen am 05.02.2026].

Krusenotto, M.; Michalski, D.; Strauss, W.-C.; Tomerius, S., 2026: Regulative Baukultur, Potentiale des Baurechtes für die Qualität des gebauten Raumes. Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Bonn. <https://doi.org/10.58007/b1e3-p826>

Müther, A. M.; Waltersbacher, M., 2025: Zentrale Ergebnisse der BBSR- Wohnungsbedarfprognose. Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). BBSR-Analysen KOMPAKT 05/2025. Bonn. Zugriff: https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/analysen-kompakt/2025/ak-05-2025-dl.pdf?__blob=publicationFile&v=2 [abgerufen am 12.12.2025].

Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen (BMWSB). 2024: Gemeinsam Räume für gutes Zusammenleben gestalten. Die Baukulturellen Leitlinien des Bundes. Berlin. Zugriff: https://www.bmwsb.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/stadtentwicklung/Baukulturelle-Leitlinien-dt.pdf?__blob=publicationFile&v=7 [abgerufen am 12.11.2025].

Bundesstiftung Baukultur (BSBK), 2023, Baukulturbericht Neue Umbaukultur 2022/23. Potsdam. Zugriff: https://www.bundesstiftung-baukultur.de/fileadmin/files/content/publikationen/BBK_BKB-22-23-D.pdf [abgerufen am 01.04.2026].

GdW Bundesverband deutscher Wohnungs- und Immobilienunternehmen e. V., 2023: Rahmenvereinbarung 2.0. Berlin. Zugriff: https://www.gdw.de/media/2026/02/2023_09_22_rahmenvertrag.pdf [abgerufen am 24.05.2024].

Gertenbach, J., 2026: Baukultur in der Bauwende. Impulse für eine zukunftsfähige Gestaltung der gebauten Umwelt. Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). Forschung Kompakt 7/2026. Bonn. <https://doi.org/10.58007/aybs-4r71>

Heinz-Piest-Institut für Handwerkstechnik (HPI), 2026: Handwerk 4.0 – Innovationen für die Praxis. HPI Schriftenreihen 07. Berlin. Zugriff: https://3adac78d-79cf-4c7c-a7a5-38ddad9b4c73.filesusr.com/ugd/ee6f72_ed7144f581cd451cab3e47383074ebbe.pdf [abgerufen am 01.06.2026].

Hennecke, H., 2022: Handwerk., I Wirtschaftswissenschaftlich. In: Staatslexikon online. Zugriff: <https://www.herder.de/staatslexikon/artikel/handwerk/> [abgerufen am 30.06.2024].

Holzbau Deutschland – Bund Deutscher Zimmerermeister im Zentralverband des deutschen Baugewerbes e.V. (BDZ), 2025: Lagebericht 2025 Zimmerer/Holzbau. Berlin. Zugriff: https://www.holzbau-deutschland.de/fileadmin/user_upload/eingebundene_Downloads/2025-06-06_Lagebericht_2025_webversion.pdf [abgerufen am 10.09.2025].

Kompetenzzentrum für zirkuläre Wirtschaft und Ressourceneffizienz (VDI ZRE), 2024: Ressourcenverbrauch im Bauwesen. Zugriff: <https://www.ressource-deutschland.de/themen/bauwesen/> [abgerufen am 01.07.2025].

Hoffmann, A.; Wunder, M., 2022: Zirkuläre Strategien im Handwerk. Gewerkspezifischer Beitrag sowie Hemmnisse und Fördermöglichkeiten einer Umsetzung mit dem Fokus auf Dachdeckerei, Zimmerei, Metallbau, Glaserei und Textilreinigung. Herausgeber: Ludwig-Fröhler-Institut (LFI). München. Zugriff: https://lfi-muenchen.de/wp-content/uploads/2025/01/20250107_Zirkula%CC%88re-Strategien-im-Handwerk.pdf [abgerufen am 02.02.2026].

Mankel, J., 2024: „Manchmal sind wir auch Einzelgängerinnen, leider.“ Baumeister, das Architekturmagazin, 121. Jg. (B1/24): 90–95. Zugriff: https://lxsy.de/assets/uploads/projects-news/press/lxsy-architekten_baumeister_02.pdf [abgerufen am 03.06.2025].

Sichrovsky, M., 2024: Zirkuläres Bauen. Grundlagen, Potentiale, Prinzipien. In: Architektenkammer Berlin (Hrsg.): A WIE ZIRKULÄR. EIN LEITFADEN ZUM PLANEN UND BAUEN IM KREISLAUF. Berlin. Zugriff: https://www.ak-berlin.de/fileadmin/user_upload/Fachthemen_Nachhaltiges_Planen_und_Bauen/20241028_A_WIE_ZIRKULAER_EIN_LEITFADEN_ZUM_PLANEN_UND_BAUEN_IM_KREISLAUF_01.pdf [abgerufen am 11.03.2025].

Statistisches Bundesamt, 2025: Baupreise für Wohngebäude im August 2025: +3,1 % gegenüber August 2024. Pressemitteilung Nr. 369 vom 10 Oktober 2025. Zugriff: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/10/PD25_369_61261.html [abgerufen am 25.06.2025].

Thomä, J.; Bischoff, T., 2021: Das Handwerk zwischen Tradition und Innovation. Landinform Magazin für ländliche Räume 3/2021: 12–13. Zugriff: https://www.netzwerk-laendlicher-raum.de/fileadmin/Redaktion/Seiten/Service/Publikationen/LandInForm/2021/LandInForm_2021_03_V2.pdf [abgerufen am 26.02.2026].

Zentralverband des deutschen Handwerkes (ZDH), 2024: Entwicklung wichtiger Kennziffern zum Handwerk im Zeitverlauf. Zugriff: <https://www.zdh.de/daten-und-fakten/betriebe/beschaefigte/umsaetze/> [abgerufen am 26.02.2026].



Perspektiven für das Handwerk: Fachkräfte der Zukunft

von Belinda Rukschcio

Einleitung

Gesetzte Klimaziele, die Etablierung einer umfassenden Kreislaufwirtschaft und die gebaute Umwelt als Ausgangslage für eine neue Umbaukultur: Darin stecken Potentiale und Chancen für einen Wandel im Bauwesen, der im Zusammenspiel der drei genannten Themen Lebensqualität steigern kann, neue Berufsfelder und Wirtschaftszweige gestaltet und auf diese Weise eine nachhaltige Gesellschaft fördert. Ein Wandel, der vor allem in der Praxis etabliert werden muss. Dafür braucht es Menschen des Handwerks, die diesen mitgestalten und umsetzen. Der spürbare Mangel an Fachkräften, der sich aufgrund der demografischen Entwicklung noch verstärken soll, steht dem jedoch entgegen. Welche Bedingungen und Angebote sind wirksam, um mehr junge Menschen fürs Handwerk zu begeistern?

Materiallager und graue Energie

Im Rahmen des European Green Deal hat sich die Europäische Union 2019 das Ziel gesetzt, bis zum Jahr 2050 Klimaneutralität zu erreichen. Dies bedeutet, dass die anthropogenen Emissionen von Treibhausgasen langfristig nicht höher ausfallen dürfen als die durch natürliche Senken aufnehmbare Menge. Mit dem Klimaschutzgesetz (§ 3 Abs. 1, 2 KSG) hat sich Deutschland verpflichtet, bereits fünf Jahre früher (2045) klimaneutral zu werden. Als Etappenziele gelten das Jahr 2030 mit mindestens 65 % weniger Treibhausgas-Emissionen im Vergleich zu 1990 und 2040 mit mindestens 88 %. Es gibt noch viel zu tun und es braucht ein gesellschaftliches Umdenken, denn ein „Weitermachen wie bisher“ wird keine positiven Ergebnisse bringen.

Dem Bauwesen kommt eine Schlüsselrolle zu, wenn es darum geht, die Klimaziele zu erreichen, denn der Bau- und Gebäudesektor in Deutschland hat mit etwa 40 % einen maßgeblichen Anteil am Gesamtrohstoffverbrauch. Gleiches gilt für das Abfallaufkommen und die Treibhausgasemissionen. Knapp 208 Mio. t an mineralischen Bau- und Abbruchabfällen fielen 2022 an, etwa 61 % des gesamten Abfallaufkommens in Deutschland (vgl. UBA 2025). Statt Abriss und Neubau lohnt sich daher ein stärkerer Fokus auf die gebaute Umwelt, denn in knapp 51,6 Mio. Gebäuden sind rund 20,8 Mrd. t Baustoffe verbaut. Die darin gebundene „graue Energie“ ist ein wichtiger Hebel zur Reduzierung der Gesamtemissionen (vgl. IÖR 2025).

Als „graue Energie“ wird die Gesamtenergiemenge des Lebenszyklus eines Gebäudes bezeichnet. Sie umfasst die Rohstoffgewinnung und Herstellung von Baustoffen, den Bauprozess und schlussendlich den Abbruch und die Entsorgung. Ebenso werden alle damit verbundenen Transporte eingerechnet. Im Hinblick auf die bundes- und EU-weiten Klimaziele, die EU-Taxonomie und die ESG-Berichtspflichten ist graue Energie daher ein wichtiger Faktor. Hochrechnungen zufolge sind im bundesweiten Gebäudebestand rund 2,86 Mrd. t CO₂ gebunden (Stand 2022) – eine Menge, die den Gesamtemissionen Deutschlands von etwa vier Jahren entspricht (vgl. IÖR 2025).

Für die Erreichung der Klimaziele nimmt die gebaute Umwelt dadurch eine wichtige Rolle ein. Hinter dem Begriff „**neue Umbaukultur**“ steht die zentrale Strategie, die Inanspruchnahme primärer Rohstoffe zu reduzieren und durch Sanierung, Anpassung und Umnutzung eine möglichst lange Nutzungsdauer bestehender Baubsubstanz zu sichern. Die Wiederverwendung und Weiterverwertung von Baumaterialien und -elementen ist dabei kein neues Phänomen, sondern in der Baugeschichte historisch verankerte Praxis. So wurden bereits im Mittelalter römische Baumaterialien wiederverwendet. Es finden sich in Deutschland zahlreiche Beispiele für die Neuverlegung von Ziegeln aus vormals zerstörten Bauwerken oder für die Wiederverwendung von Bauelementen wie beispielsweise Türen, Säulen oder Kapitelle. Auch alte Fachwerkhäuser weisen oftmals Balken oder Fenstereinfassungen von Vorgängerbauten auf.

Handwerk und goldene Energie

Die gebaute Umwelt ist jedoch nicht ausschließlich als Ressource in Form eines Materiallagers mit gebundener grauer Energie zu verstehen, sondern erfüllt darüber hinaus zentrale kulturelle und gesellschaftliche Funktionen. Sie verkörpert baukulturelle Werte, dokumentiert technologische Entwicklungen und reflektiert historische Transformationsprozesse. Bestandsgebäude besitzen folglich neben ihrem materiellen Wert und dem Wert der gespeicherten grauen Energie auch immaterielle Qualitäten von erheblicher kultureller und sozialer Bedeutung. Diese werden von der Bundesstiftung Baukultur im Baukulturbericht „Neue Umbaukultur“ als „goldene Energie“ beschrieben. In diesem Kontext plädiert die Bundesstiftung Baukultur für die Etablierung einer neuen Umbaukultur, die darauf ausgerichtet ist, die architektonische Gestaltungsqualität zu steigern sowie Räume und Orte nachhaltig zu aktivieren (vgl. BSBK 2022).

Dabei kommt dem Handwerk eine Schlüsselrolle zu. Einerseits, weil ein erheblicher Teil der gebauten Umwelt in Deutschland in handwerklicher Ausführung errichtet wurde und es dessen Kompetenzen für ihre Weiterentwicklung braucht. Andererseits, weil bereits gegenwärtig der überwiegende Anteil der Umsätze im Handwerkssektor aus Umbau- und Sanierungsmaßnahmen resultiert. Nach einer bundesweiten Umfrage der Bundesstiftung Baukultur zum Bericht „Neue Umbaukultur“ unter Handwerksbetrieben sehen diese in den kommenden zehn Jahren in der Weiterentwicklung des Gebäudebestandes eine sogar noch zunehmende Relevanz für das Handwerk. Von besonderer Bedeutung sind dabei die Wiederaufwertung handwerklicher Kompetenzen und der verstärkte Einsatz regionaler und nachwachsender Baustoffe (vgl. BSBK 2022: 145 f.). Lediglich 1 % aller verbauten Baustoffe in Deutschland setzen sich derzeit aus Materialien wie Holz, Lehm oder Stroh zusammen (vgl. IÖR 2025). Ein verstärkter Einsatz regenerativer Baustoffen sowie die Vermittlung handwerklicher Kompetenzen im Umgang damit könnten nicht nur regionale Wertschöpfungsketten aktivieren und neue Geschäfts- und Berufsfelder eröffnen, sondern käme auch den gesetzten Klimazielen zugute.

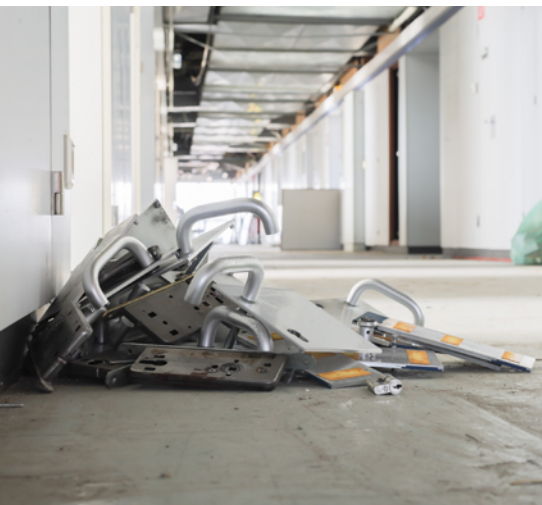


Foto: Daniel Hinterramskogler

Sortenreine Trennung von Türblatt und Beschlag beim Rückbau der Vorklinik Graz im Auftrag der Bundesimmobiliengesellschaft BIG

Handwerk und Reparatur

Der Soziologe Richard Sennett argumentiert in seinem Werk „Handwerk“ (2008: 266 ff.), dass Reparaturhandlungen ein vertieftes Verständnis der Funktionsweise von Dingen ermöglichen und somit die Grundlage für Innovationen darstellen. Übertragen auf das Bauwesen impliziert diese Logik, dass der Gebäudebestand zunächst hinsichtlich seiner Reparaturfähigkeit erkannt werden sollte, bevor eine innovative Weiterentwicklung erfolgt. Dies entspricht einem zentralen Prinzip des kreislaufgerechten Bauens. Das „Schwarzbuch der Denkmalpflege“ der Deutschen Stiftung Denkmalschutz zeigt jedoch auf, dass entgegen aller stichhaltigen Argumente weiterhin zahlreiche erhaltenswerte oder unter Denkmalschutz stehende Bauwerke abgerissen werden (vgl. Masthoff et al. 2025).

Dabei stellen der Erhalt und eine materialschonende Sanierung von Bauwerken ein zentrales Anliegen der Denkmalpflege dar. Diese Herangehensweise sollte in Zeiten von Ressourcenknappheit und hohem Abfallaufkommen für alle erhaltenswerten Bausubstanzen gelten. Für deren nachhaltige Entwicklung sind detaillierte Informationen über Bauweisen, Materialarten und -qualitäten, Materialmengen, Konstruktionsweisen, Verbindungstechniken sowie potenzielle Schadstoffe von erheblicher Relevanz. Der Umbau eines Wohngebäudes aus den 1970er-Jahren benötigt andere Fachkenntnisse als die Sanierung eines der rund zwei Millionen Fachwerkhäuser in Deutschland oder der Neubau eines Holzhybridhochhauses. Der Expertise von Bauunternehm-

men und Handwerksbetrieben kommt eine besondere Bedeutung zu, da insbesondere ihr materialbezogenes Fachwissen essenziell ist, um ressourcenschonende (Um-)Bauweisen zu entwickeln. Das Wissen, wie etwas in der Vergangenheit gebaut wurde, wird künftig noch stärker nachgefragt werden, um Rückschlüsse für eine Reparaturfähigkeit, ein Umbauen oder eine fachgerechte Demontage mit anschließender Rückführung in Materialkreisläufe und für die Wiederverwendung von Elementen zu ziehen.

Die gemeinnützige Organisation **BauKarussell** in Österreich setzt genau dort an und bringt den zirkulären Rückbau mit einem sozialorientierten Urban Mining zusammen. Gemeinsam mit sozialwirtschaftlichen Einrichtungen begleitet die Genossenschaft Sanierungen und Rückbauarbeiten und trägt Sorge für mögliche Wiederverwendungen und -verwertungen. Die Genossenschaftsgründung zielt auf Beschäftigung und Qualifizierung von Transitarbeitskräften im Baubereich. Beteiligt sind unter anderem drei große sozialwirtschaftliche Unternehmen mit unterschiedlichen Trägern aus Gewerkschaft, Kirche und Stadt Wien sowie der Dachverband der Reparaturbetriebe in Österreich (**Re-Use Austria**). Durch die Zusammenarbeit im Rückbau von Gebäuden erfolgt eine niederschwellige Wissensvermittlung zwischen den Beteiligten und die Schaffung eines neuen Wertschöpfungsmodells im Berufsfeld der Kreislaufwirtschaft: Durch den höheren Sortierungsgrad von Wertstoffen einerseits und durch die Bereitstellung zur Wiederverwendung von Bauteilen andererseits entsteht ein Wertschöpfungsansatz, den die Bauwirtschaft bislang nicht abbildet.



Foto: Daniel Hinterramskogler

Zwei Teilnehmer des Bildungszentrum Graz-Süd Beschäftigungsprojekts demontieren hölzerne Wandverbauten in der Vorklinik Graz

Ein Arbeiter der KÜMMEREI (Job-TransFair) demontiert in der TGA des bfi Wien Glasbausteine aus Oberlichtern, die zur Wiederverwendung bestimmt sind

Foto: Job-TransFair / Gerd Kressl





Da es sich bei den Sozialbetrieben meist auch um (Weiter-)Bildungseinrichtungen handelt, lag es nahe, einen Teilqualifizierungslehrgang mit Theorie und Praxisteil baustellenbegleitend einzurichten. Der Lehrgang dient zugleich als Präqualifikation zur Teilnahme an weiteren Ausschreibungen für Rückbauaufgaben. Aktuell wird am nächsten Schritt gearbeitet: Das gesammelte Wissen zur Kreislaufwirtschaft soll in die österreichische Berufsausbildung im Handwerk integriert werden. Gemeinsam mit der Landesberufsschule Murau in der Steiermark, an der unterschiedliche Lehrberufe wie Betonbau, Fertigteilbau und Zimmerei unterrichtet werden, fand gemeinsam mit dem Lehrkörper eine Überarbeitung der Lehrinhalte zu kreislauffähiger Bautechnik und eine Pilotwoche im Sommersemester 2025 statt. Die dabei erarbeiteten Lehrmaterialien zur zirkulären Bauwirtschaft sollen im Anschluss möglichst bundesweit verankert werden. Dieses Praxisbeispiel verdeutlicht die Potentiale für neue Geschäftsfelder in der Kreislaufwirtschaft. Dabei ist besonders die Kombination von sozialem Engagement im Sinne integrativer Arbeit und niederschwelliger handwerklicher Ausbildung als anrechnungsfähige Qualifizierung für Baulehrberufe hervorzuheben, die auch eine Investition in den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedeutet.

Durch ein vertieftes Verständnis der Funktionszusammenhänge können Innovationen generiert werden, die gleichzeitig Reparaturfähigkeit, Langlebigkeit und Ressourceneffizienz gewährleisten. Vor diesem Hintergrund sollte ein „Neues (Um)Bauen“ darauf abzielen, suffiziente, anpassungsfähige und ressourceneffiziente Gebäude zu schaffen, die über eine langfristige Nutzungsdauer verfügen, geringe Unterhaltsaufwendungen erfordern und zugleich ein hohes Maß an Flexibilität für zukünftige Anpassungen ermöglichen. Die Umsetzung dieser Anforderungen erfordert eine qualifizierte handwerkliche Expertise. Angesichts des zunehmenden Fachkräftemangels stellt die Sicherung dieser Kompetenz eine zentrale Herausforderung für die Bau- und Planungspraxis dar.

Generation klimaneutrale Zukunft

Menschen, die im Jahr 2026 geboren werden, zählen in den Jahren 2045 bis 2050 zur jungen Erwerbsbevölkerung. Sie sind die Führungs- und Fachkräfte von morgen, ihre berufliche Ausbildung wird unmittelbar zur Erreichung der Klimaziele der Bundesrepublik beitragen. In einer 2024 durchgeführten Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Deutschen Telekom Stiftung wird die Ausbildung qualifizierter Fachkräfte sogar als zentrale Voraussetzung für eine zukunftsfähige Gesellschaft identifiziert, gefolgt von einem leistungsfähigen Bildungssystem (vgl. ifd 2024: 2). Dies verdeutlicht den hohen Stellenwert, den die Bevölkerung der beruflichen Bildung beimisst. Und doch fehlt es im Handwerk an qualifizierten und interessierten Menschen. Laut dem Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung (KOFA) konnte 2024 etwa die Hälfte aller offenen Stellen nicht besetzt werden, da es bundesweit keine passenden Arbeitssuchenden gab. Besonders hoch ist die Lücke bei Gesellinnen und Gesellen: Knapp 90.000 fehlten 2024 in Handwerksberufen (vgl. Malin/Hickmann 2025: 1).

Für das Erreichen der Klimaziele stellen der Mangel an qualifizierten Fachkräften und der Wettbewerb zur Nachwuchsgewinnung schon jetzt eine erhebliche Hürde dar. Das Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) bewertet die energetische Sanierung und Aktivierung des Gebäudebestands als zentralen Beitrag zur Erreichung der gesetzten Ziele. Um dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken, steht für das Institut die Attraktivitätssteigerung der Bauberufe im Fokus. Diese kann laut BIBB gelingen, wenn die gesellschaftliche Bedeutung der Bauberufe durch deren Relevanz für den Klimaschutz gestärkt wird (vgl. BIBB 2021: 1 f.). Ergänzend setzt das BIBB auf Weiterbildungsmaßnahmen, Zusatzqualifikationen und Fortbildungsprofile auf den drei Stufen der höherqualifizierten Berufsbildung. Ziel ist es, Fachkräfte zu befähigen, komplexe Leistungen aus einer Hand erbringen und dadurch eine höhere Wertschöpfung zu erzielen (vgl. ebd.: 2). Diese Form des Wirtschaftens erfordert nicht nur höhere fachliche Kompetenzen, sondern auch die Fähigkeit, interdisziplinäre Zusammenhänge zu verstehen, Kreativität als problemlösungsorientiertes Handeln einzusetzen zu wissen sowie ökologische Nachhaltigkeit mit ökonomischer Wirkung zu verbinden.



Foto: BauKarussell / LBS Murau

Abschlussfoto der Pilotwoche „Kreislaufwirtschaft im Bauwesen“, ein Bildungsprojekt von BauKarussell in Kooperation mit der Landesberufsschule Murau, im Auftrag des Umweltministeriums (BMLUK), 2025

Green Skills als Zukunftskompetenz

Zwei Drittel der Jugendlichen in Deutschland sind überzeugt, dass sogenannte „Green Skills“ ihre Karrierechancen erhöhen (vgl. Capgemini 2025: 19), jedoch weniger als die Hälfte meint, diese vorweisen zu können (ebd.: 25). Grüne Kompetenzen im Bauwesen beziehen sich auf Kenntnisse und Fähigkeiten, die ungewünschte Umweltauswirkungen von Bauprojekten minimieren und die Ressourcenschonung optimieren. Die Vermittlung dieser Fähigkeiten hat ein großes Potential für die berufliche Ausbildung und Gewinnung von dringend benötigten Fachkräften im Bauhandwerk, insbesondere durch neue Technologien. In der akademischen Lehre wurde das Thema der Nachhaltigkeit und Kreislaufwirtschaft in den letzten Jahren etabliert, Universitäten und Hochschulen arbeiten mittlerweile verstärkt mit der Baupraxis zusammen. Diese Entwicklung sollte auch der handwerklichen Ausbildung zugutekommen, um unterschiedliche Disziplinen näher zusammenzubringen und den Wissenstransfer zwischen Forschung und Entwicklung und Baupraxis zu stärken. Denn die Verstärkung von Kreislaufwirtschaft im Handwerk schafft neue Perspektiven in der Ausbildung und in etlichen Berufsfeldern, insbesondere durch neue Technologien.

Der Forschungsbericht „Nachhaltigkeit im Handwerk“ des Volkswirtschaftlichen Institut für Mittelstand und Handwerk (ifh) Göttingen von 2023 zeichnet dazu ein differenziertes Bild. Für potentielle Auszubildende steht das Engagement der Ausbildungsbetriebe für Nachhaltigkeit selten als eigenständiges Ideal im Vordergrund. Jedoch gibt es zentrale Wirkmechanismen, die auf junge Menschen attraktiv wirken, wie die Verknüpfung einer nachhaltigen Betriebsführung mit einer langfristigen Beschäftigungssicherheit und stabilen Zukunftsaussichten oder faire Entlohnung, gute Arbeitsbedingungen, Weiterbildungsmöglichkeiten und Gleichbehandlung als Kernbestandteile einer sozialen und ökonomischen Nachhaltigkeit. Auch die Glaubwürdigkeit ökologischer Nachhaltigkeit, insbesondere in Bezug auf Ressourcenschonung, Reparatur und Klimaschutz, zieht potentielle Auszubildende an. Vorausgesetzt, sie wird mit konkretem Nutzen vermittelt, zum Beispiel die Qualifikation für Zukunftsmärkte und technologische Innovationen (vgl. Buschfeld/Menzer 2023: 16 ff.). Daraus folgt: Die Kompetenzerlangung von Green Skills steht für junge Menschen im direkten Zusammenhang mit ihren individuellen arbeits- und lebensweltlichen Motiven und sollte daher nicht unter rein ökologischen Aspekten kommuniziert werden. Die Ergebnisse der OECD-Publikation „Empowered Citizens, Informed Consumers and Skilled Workers“ (2025) zeigen zusammenfassend auf: Eine nachhaltige und gerechte grüne Transformation gelingt nur, wenn Bildungs- und Qualifikationssysteme strategisch weiterentwickelt, eng mit dem Arbeitsmarkt und der Umweltpolitik verzahnt werden und dabei konsequent auf die Stärkung von Wissen, Kompetenzen und Handlungsfähigkeit ausgerichtet sind.

Die Transformation hin zu Netto-Null-Emissionen schafft neue Arbeitsplätze, baut alte ab und verändert bestehende Berufe. Ohne gezielte Qualifizierungsstrategien drohen jedoch Fachkräfteengpässe und ein wachsendes Ungleichgewicht zwischen hochqualifizierten „grünen“ Jobs und niedrigqualifizierten grünen Tätigkeiten (vgl. OECD 2025). Karina Schiefer, Teamleiterin im PORR Innovationsmanagement, beschreibt in ihrem Beitrag „Die Baustelle der Zukunft“ (2023) eine Entwicklung für 2050, in der der Rückbau und die Wiederverwendung bereits verbauter Materialien die Baubranche prägen wird. Laut ihrer Prognose wird durch Digitalisierung und Automatisierung ein tiefgreifender Strukturwandel des Bauwesens stattfinden, in dem Urban Mining, Revitalisierung, Renovierung und Sanierung durch den Einsatz von Robotern und Cobots, LEAN-Methoden, Building Information Modeling (BIM) und KI-Systemen unterstützt werden. Dadurch werden Arbeitsprozesse revolutioniert und physische Risiken von Mitarbeitenden erheblich reduziert. Neue Methoden, Prozesse, Automatisierungen und Digitalisierungen ermöglichen ein zeiteffizientes Arbeiten, gleichzeitig wird mehr Raum für Optimierungen und Innovationen gegeben sein.

Die Etablierung neuer Maschinen gelingt demnach jedoch nur, wenn die Anwenderinnen und Anwender miteinbezogen werden. Neben technischem Wissen gewinnen Kompetenzen wie Empathie, Kommunikation und Vernetzung an Relevanz. Schiefer sieht hierin auch Potenzial, das Interesse von Frauen an der Baubranche zu steigern. Neue Berufsperspektiven ergeben sich zudem im Bereich der Maschinenprogrammierung und -steuerung, besonders für fremdsprachige und digital affine Fachkräfte, da Programmiersprachen meist unabhängig von vorherrschenden Landersprachen sind (vgl. Schiefer 2023). Das eröffnet Recruiting-Potentiale über klassische Zielgruppen hinaus und stärkt die Vielfalt auf den Baustellen. Die Perspektive, in der handwerklichen Berufsausbildung auch Kenntnisse im Programmieren zu erlangen, könnte darüber hinaus digitalaffine Jugendliche ansprechen, die bislang keine Karriere im Handwerk im Blick haben.

Handwerk und Bildung

Bildung ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Um mehr junge Menschen auf die beruflichen Perspektiven im Handwerk aufmerksam zu machen, sollten bereits im schulischen Kontext verstärkt handwerkliche Fähigkeiten vermittelt werden. Jedoch steht der klassische Werkunterricht in Deutschland vor großen Hürden. Es mangelt an Werkräumen und an Lehrkräften, besonders an jenen mit Maschinenschein (vgl. Fluter 2025: 11). Dabei wären Schulen die besten Orte für Jugendliche, um Grundkenntnisse im Handwerk zu erlangen und durch handwerkliches Tun Selbstwirksamkeit zu erfahren. Gleichzeitig können dadurch frühzeitig Talente und berufliche Kompetenzen erkannt werden. Mehr Handwerk in den Schulalltag zu bringen, ist das Ziel von „Handwerk macht Schule“ des Deutschen Handwerkskammertags. Für Lehrkräfte an allgemeinbildenden Schulen werden kostenfreie Unterrichtsmaterialien digital zur Verfügung gestellt, die rechtssicher angewendet werden können. Themen zu Körper und Gesundheit werden darin ebenso vermittelt wie Versuche und Experimente oder Wirtschaft und Ökonomie.

Auch die gezielte Zusammenarbeit mit Handwerksbetrieben und Unternehmen vermittelt praxisnah Berufsfelder und fördert gleichzeitig den Austausch zwischen den Bildungseinrichtungen, der Wirtschaft und den Jugendlichen und ihren Eltern. Ein gutes Beispiel ist die J.H.A.-Duncker-Oberschule in Rathenow (Brandenburg). Ihr Berufsorientierungsprofil sieht eine regelmäßige Mitarbeit in einem Handwerksbetrieb vor, in der achten Klasse einmal und in der neunten Klasse zweimal in der Woche. Geschätzte 75 % der Schülerinnen und Schüler beginnen nach der Schule eine Ausbildung in einem der Praktikumsbetriebe (vgl. Albert 2025: 10 f.). Auch die **Werkraumschule Bregenzerwald** ist ein Vorzeigemodell: Mehr als zwei Drittel der Absolventinnen und Absolventen beginnen nach der Schule eine Lehrausbildung. Die Kombination zwischen einer dreijährigen Handelsschulausbildung und einem erweiterten Werkunterricht in Zusammenarbeit mit regionalen Handwerksbetrieben des Vereins Werkraum Bregenzerwald wird seit 2016 angeboten. Beide Schulen unterstützen durch ihr Angebot den frühzeitigen Abgleich zwischen den Erwartungen der Betriebe und denen der Schülerinnen und Schüler. Bereits vor einer Ausbildung können dadurch beide Seiten überlegen, ob das Berufsbild und der Betrieb zu den Jugendlichen passen. Ein weiteres positives Beispiel ist das Werkschulheim Felbertal

in Salzburg: Es vereint eine Handwerksausbildung mit dem Abitur. Das Gymnasium mit Internat bietet in der Unterstufe einen intensiven Werkunterricht an und in der Oberstufe eine handwerkliche Ausbildung in den Berufen Mechatronik, Maschinenbau- oder Tischlereitechnik. Ein solches Gymnasium mit handwerklicher Ausbildung ist selten zu finden. Dabei ist beziehungsweise wäre genau diese Kombination besonders wichtig, um die Attraktivität einer handwerklichen Ausbildung für Jugendliche und ihre Eltern – die einen großen Einfluss auf den Bildungsweg ihrer Kinder ausüben – zu steigern.

Orte für Handwerk, Kreativität und Zusammenarbeit

Auch außerhalb von Schulen sollten verstärkt handwerkliche Kompetenzen vermittelt werden, um das Bewusstsein dafür unter jungen Menschen zu stärken. Besonders erfolgsversprechend sind Modelle, die handwerkliche Vermittlung als langfristigen, erlebnis- und erfahrungsbasierten Prozess gestalten. Offene Werkstätten, Makerspaces und FabLabs (fabrication laboratories) bieten Orte für Experimente, eigenständiges Arbeiten und Innovation. Der Zugang zu teuren Technologien, speziellen Werkzeugen und Maschinen sowie Fachwissen wird dadurch erleichtert. Neben Schulungen, Kursen und Workshops können eigene Ideen umgesetzt werden und kreative Lösungsansätze aus unterschiedlichen Disziplinen erfolgen.

Eine aktuelle Studie des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) hebt die Bedeutung von Makerspaces als praxisnahe Orientierungsformate hervor, denn Jugendliche haben oftmals keine realistische Vorstellung von aktuellen Handwerksberufen. Makerspaces können, so die Studie, durch niedrigschwellige Angebote vorgelegte Instrumente der Berufsorientierung darstellen und Potentiale jenseits klassischer Bewerbungsprofile systematischer nutzen. Gleichzeitig leisten sie durch die Verbindung von Handwerk, digitalen Techniken, Kreativität und eigenständigem Tun einen Beitrag zum Imagewandel des Handwerks unter den Jugendlichen (vgl. Gerhards 2025). Eine internationale Metastudie (Soomro et al. 2023) untersuchte anhand von 34 empirischen Studien den systematischen Zusammenhang zwischen Makerspaces und Kreativität in der STEM-Bildung (Science, Technology, Engineering, Mathematics). Dem vorangegangen war eine globale Literaturrecherche von mehr als 100 digitalen Datenbanken. Ziel war es, ein ganzheitliches Bild zu erhalten, unter welchen Bedingungen Makerspaces Kreativität fördern – von der Primarstufe bis zur Hochschulbildung. Die ausgewerteten Studien lieferten eine empirische Evidenz, dass Makerspaces kreative Problemlösungsfähigkeiten fördern, Design-Thinking-Kompetenzen verbessern, Selbstwirksamkeit, Motivation und Innovationsorientierung steigern sowie interdisziplinäre Zusammenarbeit und Co-Kreation unterstützen. Als besonders wirksam wurden Makerspaces verifiziert, die projektbasiert, fächerübergreifend, fehlerfreundlich und schülerkonzentriert eingesetzt werden. Eine hohe Bedeutung kommt auch der Lehrkraftqualifizierung zu, denn der pädagogische Mehrwert von Makerspaces hängt primär von der didaktischen Gestaltung ab. Eine Realisierung derartiger Makerspaces wäre insbesondere in Verbindung mit Ganztagsangeboten für Schülerinnen und Schülern eine sinnvolle und vielversprechende Aufgabe.

Ein zukunftsweisendes Projekt an der Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis ist der Aufbau von zwei Makerspaces unter dem Schwerpunkt „Smart People | Smart Production“ des Technologietransferzentrum (TTZ) Nürnberger Land auf Initiative der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Vorangegangene Studien der TH Nürnberg zum Thema „Recruiting von Jugendlichen für eine handwerkliche Ausbildung“ haben den Bedarf an einer neuen Form von Berufsorientierung aufgezeigt. Beide Makerspaces sollen praxisorientiert die Freude an Technik wecken und Berufsfelder dadurch kognitiv erlebbar machen. Dabei stehen zunächst Holz- und Metallverarbeitung sowie Robotik im Fokus. Ziel ist es, in Kooperation mit Wissenschaft, Wirtschaft und Politik, technologische Entwicklungen mit der Förderung menschlicher Potentiale zu verbinden. Dabei hat die Zusammenarbeit mit Mittelschulen einen hohen Stellenwert. In Ergänzung zum schulischen Werkunterricht sollen die Makerspaces für Jugendliche ein ergänzendes Angebot einer praxisorientierten Arbeit unter Anwendung neuer Technologien bieten. In den kommenden fünf Jahren wird wissenschaftlich begleitend untersucht, welchen Beitrag Makerspaces zur Berufsorientierung leisten können, um das Angebot dauerhaft zu verankern.

Fazit

Der Wandel im Bauwesen für eine zukunftsfitte und ressourcenschonende Baukultur erfordert nicht nur technologische Innovationen, sondern auch eine gezielte Förderung handwerklicher Kompetenzen. Angesichts der gesetzten Klimaziele in Deutschland und der EU sowie der prognostizierten Verstärkung des Fachkräftemangels sind Investitionen in die Bildung und Ausbildung künftiger Führungs- und Fachkräfte von zentraler Bedeutung. Erfolgversprechend ist die Verbindung von Green Skills mit realen Lebens- und Berufserwartungen junger Menschen. Denn Nachhaltigkeitsorientierungen variieren stark und entwickeln sich häufig erst im Verlauf von Ausbildung und Berufsbiografie. Das aufgezeigte Beispiel von BauKarussell und der Landesberufsschule Murau zeigt, mit welchen Maßnahmen ein kritisches und praxisnahes Verständnis von Nachhaltigkeit im beruflichen Kontext gefördert werden kann.

Die gezielte Förderung von Kreativität, Problemlösungsfähigkeit, Kollaboration und Innovationskompetenz kommt dem Handwerk zugute und sie ist zudem hochkompatibel mit zentralen bildungspolitischen Leitlinien in Deutschland, wie zum Beispiel mit der Strategie der Kultusministerkonferenz (KMK) „Bildung in der digitalen Welt“, dem MINT-Aktionsplan der Bundesregierung, der Zukunftsstrategie Forschung und Innovation oder dem DigitalPakt Schule. Interdisziplinarität ist der größte Hebel für kreative Produktivität, Makerspaces schaffen dafür einen niedrigschwelligen Zugang. Eine vermehrte qualitätsgesicherte Wirkungsmessung von Kreativität, wie am Beispiel der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm hinsichtlich der beiden Makerspaces ersichtlich ist, würde helfen, diese Formate stärker als strategische Innovationsplattformen zu verstehen und Makerspaces als zentrale Einrichtungen im Bildungswesen zu verankern. Denn künftig werden im Bauwesen nicht nur gut ausgebildete Fachkräfte besonders stark nachgefragt werden, sondern auch Menschen, die Kreativität mit problemlösungsorientiertem Handeln verbinden, interdisziplinär zusammenarbeiten können und überdies noch ein Verständnis für die komplexen Zusammenhänge des Klimawandels aufweisen.

Literatur

Albert, P., 2025: Ihr habt uns noch gefehlt. fluter. Nr. 95: 10–11. Zugriff: https://www.fluter.de/sites/default/files/2025-09/fluter_no.95_Handwerk_ES_klein.pdf [abgerufen am 11.01.2026].

Bezauer Wirtschaftsschulen, o. J.: Werkraumschule. Zugriff: <https://www.bws.ac.at/werkraumschule.at> [abgerufen am 11.01.2026]

BSBK – Bundesstiftung Baukultur, 2022: Baukulturbericht 2022/23. Neue Umbaukultur. Potsdam.

Buschfeld, D.; Menzer, L., 2023: Nachfragen zur Nachhaltigkeit – Welche Aspekte sind Jugendlichen bei beruflichen Entscheidungen wichtig? Herausgeber: Bizer, K., Thonipara, A.; Meub, L.; Proeger, T. ifh Forschungsbericht 19. Zugriff: https://ifh.wiwi.uni-goettingen.de/site/assets/files/10490/ifh-fb_19_2023.pdf [abgerufen am 11.01.2026].

Deutscher Handwerkskammertag e. V., 2025: Handwerk macht Schule. Zugriff: <https://www.handwerk-macht-schule.de/> [abgerufen am 11.01.2026].

Gerhards, C.; 2025: Wie es dem Handwerk gelingt, genügend Nachwuchs zu gewinnen! Herausgeber: Bundesinstitut für Berufsbildung. Bonn. Zugriff: https://www.bibb.de/dokumente/pdf/Gerhards_Christian_Nachwuchsgewinnung%20im%20Handwerk.pdf [abgerufen am 11.01.2026].

Helmrich, R.; Maier, T.; Padur, T.; Wolter, M.; 2021: Baugewerbe zwischen Klimawandel und Fachkräftengpass: Thesen und Maßnahmen angesichts der energetischen Sanierung und Aktivierung des Gebäudebestandes. Herausgeber: Bundesinstitut für Berufsbildung. Bonn. Zugriff: <https://lit.bibb.de/vufind/Record/DS-779583> [abgerufen am 11.01.2026].

Deutsche Telekom Stiftung (Hrsg.), 2024: Bildung in Deutschland. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Bonn. Zugriff: <https://www.telekom-stiftung.de/sites/default/files/files/Zusammenfassung%20Allensbach-Umfrage.pdf> [abgerufen am 11.01.2026].

Leibniz Institut für ökologische Raumentwicklung (IÖR), 2025: IÖR Materialkataster Deutschland. Zugriff: <https://ioer-isbe.de/ressourcen/materialkataster> [abgerufen am 11.01.2026].

Malin, L.; Hickmann H.; 2025: Fachkräftemangel in Handwerksberufen: Frauen sind ein wichtiger Teil der Lösung. Herausgeber: Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung (KOFA). KOFA Kompakt 3/2025. Köln. Zugriff: https://www.iwkoeln.de/fileadmin/user_upload/Studien/KOFA_kompakt_und_Studien/2025/KOFA-Kompakt_03-2025-Frauen-im-Handwerk.pdf [abgerufen am 11.01.2026].

Masthoff, E.; Haseloff, K.; Zander, L.; Eichert, F.; 2025: Das Schwarzbuch der Denkmalpflege. Ein Verzeichnis verlorener Geschichte 2023/2024. Herausgeber: Deutsche Stiftung Denkmalschutz. Bonn. Zugriff: <https://www.denkmalschutz.de/denkmale-erhalten/schwarzbuch-der-denkmalpflege.html> [abgerufen am 11.01.2026].

Naik, S.; Albino, N.; Garcia, C.; Frey, K.; Taurines, L.; Robey, J.; Yardi, A.; Abdel-Jelil, Y.; 2025: Youth perspectives on climate. Preparing for a sustainable future. Herausgeber: Capgemini Research Institute. Paris. Zugriff: https://www.capgemini.com/wp-content/uploads/2025/05/CRI_UNICEF-Report_V8.pdf [abgerufen am 11.01.2026].

Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) (Hrsg.), 2025: Empowered Citizens, Informed Consumers and Skilled Workers: Designing Education and Skills Policies for a Sustainable Future. Paris. Zugriff: <https://doi.org/10.1787/311cdeeb-en> [abgerufen am 11.01.2026].

Schiefer, K.; 2023: Die Baustelle der Zukunft. Zugriff: <https://www.worldofporr.com/baustelle-der-zukunft> [abgerufen am 11.01.2026].

Sennett, R., 2008: Handwerk. 2. Auflage. Berlin

Soomro, S. A.; Casakin, H.; Nanjappan, V.; Georgiev, G. V., 2023: Makerspaces Fostering Creativity: A Systematic Literature Review. Journal of Science Education and Technology 32: 530–548. Zugriff: <https://doi.org/10.1007/s10956-023-10041-4> [abgerufen am 11.01.2026].

Technische Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm, o. J.: Technologietransferzentrum Nürnberger Land. Zugriff: <https://www.th-nuernberg.de/einrichtungen-gesamt/wissenschaftliche-und-forschungskooperationen/technologietransferzentrum-nuernberger-land/> [abgerufen am 11.01.2026].

Umweltbundesamt (UBA), 2025: Daten zur Umwelt. Bauabfälle. Zugriff: <https://www.umweltbundesamt.de/daten/ressourcen-abfall/verwertung-entsorgung-ausgewaehlter-abfallarten/bauabfaelle#verwertung-von-bau-und-abbruchabfaellen> [abgerufen am 11.01.2026].

Werkschulheim Felbertal, o. J.: Startseite. Zugriff: <https://www.werkschulheim.at> [abgerufen am 11.01.2026].

Klimagerechtes Bauen: ein handwerklich-restauratorischer Beitrag

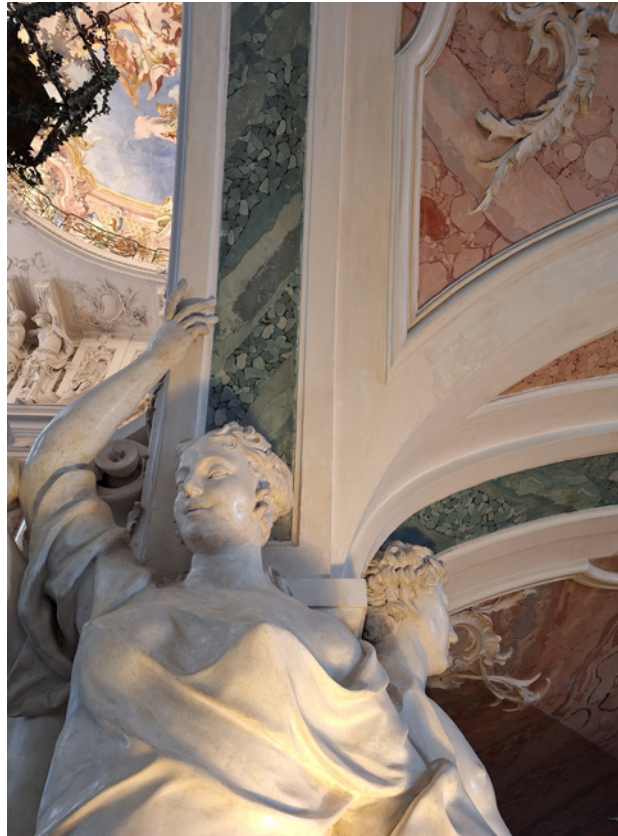
von Heike Notz

Faszination Denkmal

Altstädte, Schlösser und Klosteranlagen ziehen Pilgerströme von Menschen an, denn bauzeitliche Gebäude und Denkmale sowie ihre Ausstattungen faszinieren auch noch nach Jahrhunderten (vgl. VDL o. J.: 81). Somit ist es nicht verwunderlich, dass es breiter Konsens und in den Denkmalsgesetzen verankert ist, diese für nachfolgende Generationen zu erhalten, denn diese Zeugnisse der Geschichte stellen unsere gemeinsame Identität dar, inspirieren und verbinden Menschen über Zeiträume und Kulturen hinweg.

Der Erhalt dieses Erbes lässt sich ohne Handwerkerinnen und Handwerker nicht umsetzen, dazu braucht es fach- und werkstoffgerecht das notwendige Wissen. Dieses bildet die Grundlage für die Weiterbildung „Restauratorin oder Restaurator im Handwerk – *Master Professional für Restaurierung im Handwerk*“. Diese Handwerkerinnen und Handwerker vereint die Liebe zu den alten Dingen, die Ehrfurcht für die Handwerkskunst früherer Generationen und ihr spezifisches Wissen um Handwerkstechniken, Materialkunde, kunstgeschichtliche Aspekte und wissenschaftliche Kenntnisse. Für Handwerkende, die für ihre Arbeit und auch für Handwerkskultur brennen, ist es selbstverständlich, einwandfreie und adäquate Ergebnisse zu liefern, bei einigen über das Meisterniveau hinaus. Und genau diese Handwerkerinnen und Handwerker sind es, die sich für die Fortbildung interessieren, die nur an sehr ausgesuchten Einrichtungen in Deutschland angeboten wird.

Wesentliches Element der Restaurierung ist der maximale Erhalt historischer Bausubstanz. Dazu gehört die Wiederverwendung von Materialien sowie die Ergänzung mit objekt- und materialverträglichen Werkstoffen, oft aus regionalen Quellen. Das ist verbunden mit der Trennbarkeit der Stoffe nach dem Nutzungsende, dem generellen Grundsatz der Kreislauffähigkeit sowie der Förderung der Wohngesundheits seiner Nutzerinnen und Nutzer. Lange Lebensdauern ihrer Produkte und Reparaturen sind obligatorische Grundlage und Teil des handwerklichen Selbstverständnisses. Die Erhaltung der originalen Substanz durch Konservierung und Restaurierung sind Grundsätze des restaurierenden Handwerks, es wird damit immer klimagerecht und nachhaltig gearbeitet. Das Objekt selbst ist die Ressource, die wir heute dringend brauchen.



Detail der Prunktreppe von Schloss Augustusburg in Brühl, Weltkulturerbe seit 1984

Foto: Heike Notz/ Akademie Schloss Raesfeld

Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk

Entgegen der landläufigen Meinung ist das Ziel einer Restaurierung nicht, dass etwas wieder schön wird. Vielmehr geht es in erster Linie um den Erhalt und den sorgfältigen Umgang mit der Originalsubstanz. Die Möglichkeiten liegen zwischen in Ruhe altern lassen und der maximalen Rekonstruktion, also dem, was man als wieder schön machen bezeichnen könnte. Die Entscheidungen darüber, welche Maßnahmen umgesetzt werden sollen, erfolgen im Austausch zwischen Restauratorin oder Restaurator, Eigentümerin oder Eigentümer sowie gegebenenfalls der Denkmalpflege und werden auf Basis einer Dokumentation im Rahmen der Konzeptentwicklung gerne gemeinsam erarbeitet.

Die Entwicklung eines tragfähigen Restaurierungskonzepts erfordert dabei sehr oft die Abwägung widersprüchlicher Anforderungen zwischen geplanter Nutzung, technologischen Anforderungen zur Substanzerhaltung und denkmalpflegerischen Grundsätzen. Dieses Spannungsfeld gilt es sorgfältig zu betrachten und zu besprechen. Die Aufgabe der Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk ist es, alle Perspektiven zu verstehen, auszubalancieren und eine Lösung zu finden, die sowohl praktischen Anforderungen als auch fachlichen und denkmalpflegerischen Grundsätzen gerecht wird.

Den Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk fällt eine besonders verantwortungsvolle Rolle zu. Meist sind sie die ersten auf der Baustelle oder am Objekt und können die Grundlage für den folgenden denkmalpflegerischen Prozess legen sowie das Vertrauen der Bauleute gewinnen. Ihre Meinung hat Gewicht gegenüber Denkmalschutzbehörden und Planerinnen und Planern. Sie sind also ein starker Partner im gesamten Bauablauf. Ihnen obliegt es auch, wichtige Details wie historisch-handwerkliche Bearbeitungsspuren, besondere Verbindungstechniken oder auch besondere bauzeitliche Merkmale frühzeitig zu erkennen und darauf hinzuweisen.



Foto: Heike Notz/Akademie Schloss Raesfeld

Herstellen einer besonderen Putztechnik nach altem Vorbild im Freilichtmuseum Hessenpark. Am Holz sind auch Sägespuren und Beils Spuren zu erkennen

Nach der Prüfung der Notwendigkeit eines Eingriffs und dessen Umfangs steht die Frage im Raum, ob zum Beispiel ein Hinzufügen (Addition) eines Bauteils als verstärkendes beziehungsweise stützendes Element nicht nur die monetär günstigere, sondern auch die substanzschonendere Maßnahme darstellt. Dabei kann es sich auch um eine absichtlich addierte moderne Lösung handeln, die sich klar von der historischen Substanz abhebt und diese so unterstreicht. Solche Lösungen sind charmant, aber für Laien, die etwas „Schönes“ erwarten, nicht immer sofort nachvollziehbar. Bei allem Tun ist die Reversibilität der restauratorischen Maßnahme Grundlage. Nicht umkehrbare Beschädigungen der originalen Substanz müssen bei notwendigen Eingriffen vermieden werden und hinzugefügte Ergänzungen sollten ohne Rückstände oder Abbrüche wieder entfernbar sein.

Um den hohen Qualitätsansprüchen der Denkmalpflege und dem Wohl der historischen Bausubstanz zu genügen sind handwerkliche Weiterbildungen notwendig. Seit 1982 ist eine solche Fortbildung im Handwerk möglich und seit 1986 speziell mit dem Abschluss „Restaurator im Handwerk“. Mit der neuen Prüfungsverordnung von 2020 (Bundesgesetzblatt 2020) ist der Abschluss „Restauratorin oder Restaurator im Handwerk“ ein höherwertiger Abschluss über dem Meistertitel. Damit wird der „Master Professional für Restaurierung im Handwerk“ erlangt und kann derzeit in 11 von 19 Gewerken (Buchbinder, Kirchenmaler, Maler- und Lackierer, Maurer- und Betonbauer, Parkettleger, Tischler, Vergolder, Stuckateur, Steinmetz, Metallbauer, Zimmerer) absolviert werden. Die neue Verordnung fordert nun auch wissenschaftliche Arbeitsweisen von den Handwer-



Foto: Heike Notz/ Akademie Schloss Raesfeld

Teilnehmende der Fortbildung Restauratorin/ Restaurator im Handwerk bei Übungen zur Bestandsaufnahme und Bewertung im Hof von Schloss Raesfeld

kerinnen und Handwerkern. Sie begreifen die Systematik und Methodik von Bestandsaufnahme sowie der Bewertung ihrer ermittelten Grundlagen und Untersuchungen. Sie können Konzepte selbst entwickeln und umsetzen.

Klimagerechtes Bauen: Wiederverwendung von Baumaterialien und Zirkularität

Restauratorinnen und Restauratoren betrachten sich als Akteure des klimagerechten Bauens. Dabei geht es vor allem darum, zu vermeiden, neues Baumaterial zu nutzen, dessen Produktion sehr viel CO₂ erzeugen würde. Das vorhandene Material kann bestehen bleiben oder repariert werden. Es geht auch um die Nutzung regionaler und nachwachsender Baustoffe, um lange Transportwege und damit auf diese Weise nicht notwendiges CO₂ zu vermeiden. Das sind nur zwei Aspekte der Nachhaltigkeit durch Erhalt und Reparatur.

Um dies zu unterstreichen, hilft ein Blick in die Handwerksgeschichte. Wer beim Spaziergang durch die Baugeschichte genau schaut, findet immer wieder interessante **Spolien**, also in einem anderen Zusammenhang wiederverwendete Bauteile, in Wänden oder Fußböden von Bauwerken (vgl. Hüneke 2012: 20 ff.). Schon in der Königshalle in Lorsch, einem der ältesten Bauwerke Deutschlands aus der Zeit um 850–900, wird vermutet, dass die Kompositkapitelle Spolien eines noch älteren Gebäudes sind: Die Art der Herstellung und die nicht passgenaue Fügung zum Säulenpilaster sprechen dafür (vgl. Ludwig 2012: 415 f.). Bereits in der Frühneuzeit sind Translozierungen nachgewiesen (vgl. Zimmermann 2004). Es wurden nicht nur Bauteile, sondern sogar ganze Gebäude komplett transloziert, um sie an anderer Stelle neu aufgebaut weiterverwenden zu können. Diese Wiedernutzbarmachung war zwar aufwendig, aber immer noch weniger arbeitsintensiv als die Neuherstellung und die Beschaffung aller zum Bau benötigter Materialien.

Die Wiederverwendung von Baustoffen ist von je her ein wichtiges Instrument, um durch die Nutzung von Gebrauchtem neue Baustoffe zu sparen: Re-Use und Re-Cycling im engsten Sinn. Werksteine aus Naturstein, Glas, Metallerzeugnisse, Holz, Möbel, Dachziegel und Mauersteine: Alle wurden arbeitsintensiv hergestellt. Wertvollster Teil war das Material, nicht die Arbeitszeit. Es war Verschwendung, jene einfach wegzuschmeißen. Vielfach ist belegt, dass beispielweise durch Kriege zerstörte Kirchen und Schlösser als Steinbrüche für andere Bauten dienten und dass sich ihr Inventar in der ganzen Umgebung wiederfand. Manches konnte genauso



eingesetzt werden, anderes wurde umgebaut oder als Baumaterial weiterverarbeitet. Nicht selten finden sich etwa in Möbeln aus früheren Epochen Elemente noch älterer Stücke, die neu kombiniert wurden. Für Vorgaben zum Re-Use gab es auch gesellschaftliche Gründe, die auf äußeren Begebenheiten beruhten. Beispiel: Im 18. Jahrhundert war das Fürstentum Nassau-Weilburg reich an erzhaltigen Böden, die intensiv genutzt wurden und eine lange Tradition der Hüttenindustrie einläuteten. Dies zog einen enormen Holzbedarf nach sich, sowohl für die Sicherung der Bergwerke als auch für die Schmelzöfen in den Eisenhütten. Ergebnis war ein enormer Holzangel, der sich eklatant auswirkte und zu Vorschriften führte, nach denen bei Abbrüchen das noch verwendbare Holz verbaut werden müsse und keinesfalls als Heizmaterial verbrannt werden dürfe (vgl. Fritzsche 1997: 110 ff.).

Nicht zuletzt war es auch eine wirtschaftliche Frage, Material weiterzuverwenden, da es erst aufwändig in Handarbeit hergestellt werden müsste. Mit industriell hergestellter Massenware ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Baumaterialien zunehmend günstiger, die wirtschaftliche Notwendigkeit, Gebrauchtes beziehungsweise Altes zu verwenden nahm ab und wurde schließlich unmodern. Das Bauergebnis musste möglichst glatt und gerade sein und sollte sich in der Regel in der bekannt „sauberen Weißästhetik“ darstellen. Dieses Bild scheint auch heute noch tief in der Gesellschaft verwurzelt, ein Umdenken setzt nur wenig ein. Dabei wären ein Umdenken und eine neue Auffassung von dem, was modern sein kann, nicht nur zum Wohl der Denkmale und des Klimawandels sinnvoll (vgl. Lipp 1995: 144).

Baustoffrecycling ist also kein neues Phänomen. Mit Recycling sind hier zunächst einmal keine modernen Kunststoffe oder auch keine heutzutage recyclefähigen Mineralfasern gemeint, sondern historische Baustoffe, die in ihrer Art eher zu den natürlichen oder handwerklich hochwertig hergestellten Baustoffen zählen. Ob Wiederverwendung oder zirkuläres Bauen: Es ist immer hilfreich, wenn sich Handwerkerinnen und Handwerker mit Materialien und naturwissenschaftlichen Grundlagen auskennen. Nur so ist ein qualitativ hochwertiges Ergebnis möglich.

Zirkuläres Bauen – also neu bauen mit schon einmal verbautem Material – ist ein interessanter Ansatz, der helfen kann, CO₂-neutraler zu bauen. Für Denkmale und nicht unter Schutz gestellte historische Bauten birgt er dennoch eine Gefahr: Einen (voreiligen) Abriss zugunsten der Wiederverwendung. Wobei das Prinzip des zirkulären Bauens als Feigenblatt für einen Abriss dienen würde: Es bleibt für das historische Objekt ein Totalverlust, da die Authentizität eines Gebäudes verloren ginge und sich nur einzelne Bauteile in ganz anderen Zusammenhängen wiederfinden würden. Ein Abriss sollte daher immer die letzte Option bleiben. Die Königsdisziplin bleibt die Substanzerhaltung im originalen Kontext.

Sorgfältiger Planungs- und Arbeitsablauf

Für gute Ergebnisse beim Bauen im Bestand sind sorgfältige Planungen unabdinglich. Dabei sollten alle Beteiligten frühzeitig an einen Tisch geholt werden. Wie oft passiert es, dass Planungen schon fast abgeschlossen sind, bevor dann doch noch denkmalpflegerische Aspekte ins Spiel kommen und alles neu gedacht werden muss. Gleiches gilt für die Umsetzbarkeit aus technologischer oder handwerklicher Sicht.

Entscheidend für die „im Bauen im Bestand“ arbeitenden Handwerkerinnen und Handwerker ist der Blick über den Tellerrand des eigenen Gewerks hinaus. Keine Baustelle ist für sich isoliert zu betrachten, andere Gewerke müssen stets mitgedacht werden. Arbeitet beispielsweise ein Zimmerer am Dachstuhl, sollte er wissen, was mit der Decke darunter ist. Möglicherweise befindet sich dort wertvoller Stuck oder Malereien, die geschützt werden müssen. Arbeitet eine Metallbauerin im Glockenturm, wäre es hilfreich, wenn sie Holzschäden zumindest ansatzweise erkennen kann. Wichtig ist eine gemeinsame ganzheitliche Zusammenarbeit, die Planerinnen und Planer und Handwerkerinnen und Handwerker von Anbeginn an einen Tisch holt. Der frühzeitige Einbezug des Handwerks ist ungemein wichtig. Gegenseitiges Verständnis und eine gemeinsame Sprache sollen in der Kommunikation helfen.



Foto: Heike Notz/ Akademie Schloss Raesfeld

Wichtig sind Voruntersuchungen vor der Restaurierung.
Bohrwiderstandsmessung an einem Dachsparren



Foto: Simon Matthiesen/ Merotop Denkmalpflege

Gebäudeaufnahme mittels Laserscan

Nur wer den Bestand richtig versteht, seinen historischen Hintergrund und die verbauten Materialien, kann ohne große Überraschungen und gezielt vorankommen. Deswegen ist eine gründliche Voruntersuchung dringend zu empfehlen und in sinnvoller, zum Beispiel bauhistorische, statische, brandschutztechnische oder bauphysikalische Untersuchungen Zeit und Geld zu investieren.

Am Ende wird der gesamte Bau planbarer und damit meist kostengünstiger, da Fehler vermieden werden und ein zügiges, gut abgestimmtes Bauen mit wesentlich weniger Überraschungen möglich ist. Auch das Anlegen von Musterflächen oder Probearbeiten sind wirkungsvolle Möglichkeiten, sich gemeinsam ein Bild von dem Ergebnis im Vorfeld zu machen und Missverständnisse zu vermeiden.

Grundlage für die Erforschung und die Voruntersuchung eines Objekts bildet eine saubere Zeichnung und fotografische Darstellung des Istzustands. Mittlerweile bieten sich für eine verformungsgerechte Bauaufnahme sehr gute technische Möglichkeiten an. Die digitale Erfassung des Bestandes via Laserscanning oder Drohne ermöglicht vergleichsweise einfach, sich ein umfassendes Bild zu machen, Schwachstellen auch vor einer detaillierten Begutachtung zu identifizieren sowie Maßnahmen und gezielte händische Untersuchungen ableiten zu können. Besonders Drohnenaufnahmen können bei der Entdeckung von Schäden unterstützen, bieten aber auch die Möglichkeit, bauliche Besonderheiten sichtbar zu machen. So gewonnene Eindrücke und Grundlagen lassen sich für weitere Kartierungen und Dokumentationen nutzen und können darüber hinaus die notwendigen digitalen Abbilder liefern, die für digitale Zwillinge im Bereich BIM notwendig sind.

Restaurierung vs. Konservierung

Grundlage für eine Restaurierung oder Konservierung ist eine gewisse Qualität der Materialien und Baustoffe, damit sie grundsätzlich erhaltens- und reparaturfähig sind. Gerade im Baubereich müssen tragende Elemente substanziell in Ordnung sein. Alternativ bleibt sonst nur die Option, diese zwar im Kontext und als reines Geschichtselement zu bewahren, aber von ihrer eigentlichen Funktion zu entlasten.

Vor jeder Maßnahme gilt es, das Ziel zu definieren. Fällt die Entscheidung zugunsten einer reinen Konservierung (ggfs. ohne Wiederherstellung der Nutzbarkeit), bestehen die abgeleiteten Maßnahmen in der Regel darin, die Einwirkung der äußeren Schädigungsquelle zu unterbinden und bestehende Schädigungen zu stabilisieren. Das kann beispielsweise durch eine zusätzliche Überdachung im Außenbereich oder eine Stabilisierung beschädigter Farbfassungen geschehen.

Ist im Gegensatz hierzu eher die Restaurierung das Ziel, stellt sich meist die Frage dahingehend, was in seiner Funktion erhalten werden beziehungsweise wie diese Funktion wiederhergestellt werden kann. Baustoffe besitzen diese Reparierbarkeit durch ihre Art, den Zustand und die Herstellungsweise. Es gibt viele Ansätze für Reparaturen, Stärkungen oder auch Ergänzungen, die bei Schäden genau begutachtet werden müssen. Mögliche Schäden sind zum Beispiel Salzeinwirkungen, etwa in ehemaligen Stallungen oder durch Streusalz, Holzschädlinge oder zu hohe Feuchtigkeit in der Bausubstanz. Für jede dieser Herausforderungen gibt es Lösungsansätze. Kontinuierliche Forschung an Objekten ist hier wesentlich, um adäquate Methoden für gute und substanzschonende Restaurierungen zu entwickeln und zu evaluieren. Am Kölner Dom wird zurzeit zu Salzsäuren am Naturstein geforscht sowie zu Möglichkeiten des Umgangs und der Behebung, ohne die einzelnen Steine umfänglich zu entfernen. Im Freilichtmuseum Hessenpark werden gemeinsam mit der Hochschule RheinMain und der Universität Cottbus Innendämmstoffe und zugehörige Techniken in Bezug auf ihre Eignung für Fachwerk untersucht.



Foto: Holzmanufaktur Rottweil GmbH

Fensteraufsatzflügel außen, Schloss Schwarzenberg

Dass es fast immer Lösungen gibt, zeigt die Vielfalt an Methoden, die zum Ertüchtigen einfachverglaster Fenster zur Verfügung stehen: Vorsatzscheiben, bestehende Scheiben aus historischem und mitunter erhaltenswürdigem Fensterglas zu einer neuen Isolierglasscheibe umzubauen, additive Fenster, die Einfachfenster zum Kastenfenster ergänzen, und viele weitere Methoden.

Diese Vielfalt ist erfreulich, denn sie bietet die Möglichkeit, wertvolle Substanz zu erhalten. Gleiches gilt für ausgetretene Treppenstufen, Dachstühle und kippende Wände, um nur wenige Beispiele zu nennen.



Foto Heike Notz/ Akademie Schloss Raesfeld

Reparaturmaßnahme mit Persönlicher Schutzausrüstung im Freilichtmuseum Hessenpark

In der Denkmalpraxis haben sich aus heutiger Sicht einige Methoden und Materialien, die in jüngerer Vergangenheit guten Glaubens entwickelt und großflächig umgesetzt wurden, als Ursache noch größerer Schadensbilder herausgestellt. Dazu gehören dichte Anstriche aus schichtbildenden Kunststoffen auf Holz oder Stein oder auch Kitt, ebenso wie die lange Praxis der Hydrophobierung von Natur- und Mauerwerkssteinen. Die Trocknung und Feuchtigkeitsregulierung von Materialien werden unterbunden, womit sich massive Schäden entfalten. Mitunter sind damit auch giftige Ausgasungen verbunden, die ganze Gebäude heute noch unbewohnbar machen.

Ein weiteres, schwerwiegendes Problem bilden die zwischen den 1940er- und 1980er-Jahren flächen-

deckend verwendeten Holzschutzmittel wie Lindan und PCP. Noch Jahrzehnte nach dem Auftrag gasen diese, bedingt durch innere Wechselwirkungen in den Balken, kontinuierlich aus und führen auch nach dieser langen Zeit zu schweren gesundheitlichen Schäden. Mittlerweile gibt es einige Forschungen und Lösungsansätze, die sich mit dem Thema substanzerhaltend befassen.

Insgesamt ist es in den meisten Fällen sowohl für die Substanz als auch für die Nutzerinnen und Nutzer am zuträglichsten, wenn lediglich Sicherungs und ergänzende Maßnahmen getroffen werden und möglichst gar nicht in die Substanz eingegriffen wird.

Qualität durch Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk

Das Handwerk ist seit Jahrhunderten durch eine fundierte Ausbildung geprägt, deren höchstes Ziel lange der Meistertitel war und oft noch ist. Dieses System und die qualitativ hochwertige Bildungskarriere erfährt internationale Beachtung. Mit der bestehenden Bausubstanz gerade im Denkmalbereich angemessen umzugehen, erfordert jedoch umfangreiches Wissen und weitreichende Fertigkeiten, sogar über die reguläre Handwerksausbildung hinaus. Schon fast vergessene, aus dem Arbeitsalltag verschwundene Handwerkstechniken müssen erkannt werden und gegebenenfalls in Reparatur beziehungsweise Restaurierung umgesetzt werden können. Gelegentlich wird auch eine komplette Rekonstruktion notwendig. Dabei gibt es nicht nur den einen richtigen Lösungsansatz. Die Konzeptentwicklung ist immer ein Abwägen verschiedener Möglichkeiten und

Sichtweisen, ebenso wie die Frage, wie eine solche Restaurierung oder Rekonstruktion umgesetzt werden soll – sichtbar, unsichtbar, historisch, additiv modern, aber grundsätzlich immer respektvoll (vgl. Notz 2017: 36 ff.)

Für eine gelungene Restaurierung muss vorhandenes Material verstanden, analysiert und geprüft werden, ob es sich bei einer Reparatur mit der vorhandenen Substanz verträgt. Dazu braucht es viel Erfahrung, die auch aus der langen Ausbildung im eigenen Gewerk resultiert und in der Ausbildung zum Restaurator im Handwerk vertieft wird. Diese Erfahrung und die Übung im Umgang mit Material und Werkzeug sind entscheidende Grundlagen für die zu anzustrebende Qualität im Ergebnis. „Im Bestand“ zu arbeiten ist immer eine ganz besondere Herausforderung: Handwerkerinnen und Handwerker arbeiten mit extra und oft selbsthergestellten Materialien wie Mörteln oder Farben. Es gibt industriell vorgefertigte Materialien für den Denkmalpflegebereich, jedoch müssen auch diese regelmäßig an vorhandene Situationen angepasst werden. Wichtiger Teil in der Ausbildung an der Akademie des Handwerks Schloss Raesfeld ist daher die Kenntnis und das Einüben alter Methoden sowie der Umgang mit historischem Werkzeug. Auch, um die Spuren dieser Methoden und Werkzeuge später an Gebäuden, Bauteilen oder Einrichtungsgegenständen lesen zu können. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist das händische Aufsägen von Holz-



Foto Heike Notz/ Akademie Schloss Raesfeld

Übungen der Zimmerleute zum Sägen und Bebeilen von eichenen Holzbalken in der Akademie Schloss Raesfeld

balken auf dem Schlosshof: Hier wird durch die spürbar körperliche Belastung während der Bearbeitung auch das sich einstellende Oberflächenbild auf dem Holz sofort sichtbar und aktiv verinnerlicht.

Diese historischen Techniken fallen bereits vielfach unter das von der UNESCO geschützte Immaterielle Kulturerbe, weitere traditionelle Methoden befinden sich im Vorlauf. Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk tragen ihren Teil dazu bei, dass diese Traditionen und Techniken lebendig und Wissensbestandteil bleiben und Werkzeuge, Maschinen sowie Menschen, die mit diesen umgehen können, nicht einfach verschwinden – denn damit geht auch Kultur verloren.

Restauratorinnen und Restauratoren arbeiten nach der **Charta von Venedig** von 1964, der weltweit anerkannten Richtlinie in der Denkmalpflege. Hierin finden sich Maßgaben für die Konservierung und Restaurierung von Denkmalen. Wer das verinnerlicht hat und dazu steht, nimmt diese Grundsätze auch für den Umgang mit nicht unter Schutz stehenden Objekten ebenso ernst. So jemand erkennt, welche Mühe zum Beispiel in jeder Wand steckt, sei es Fachwerk aus handgebeilten Eichehölzern, sei es eine Backsteinmauer mit handgeschlagenen und im Feldbrand hergestellten Ziegelsteinen oder sei es der Küchenschrank aus dem Rauchhaus.

Restauratorinnen und Restauratoren im Handwerk kennen die Grundsätze des Denkmalschutzes und wenden diese Vorgaben und Gesetze aus Überzeugung an. Dabei sind sie auch in diplomatischer oder mediativer Mission unterwegs: Sie sprechen die Sprache des Handwerks, der Nutzenden, aber auch der Denkmalpflege und können ihren aktiven Teil dazu beitragen, das Miteinander in einem Bauvorhaben konstruktiv zu gestalten und – abseits von bestehenden Vorurteilen – miteinander zu arbeiten.

Häufig unterschätzt: Die Bedeutung von Pflege und Wartung

Bereits die Notwendigkeit einer Reparatur bedeutet, dass der Bestand vorher nicht gepflegt wurde. Auf Wartung und Pflege sollte daher generell ein Augenmerk liegen. Viel zu oft entstehen Sanierungsstaus, weil nach einer durchaus gelungenen Großsanierung die Bedeutung von Wartung und Pflege keine Beachtung findet. Kosten für sinnvolle Wartungsverträge und -arbeiten werden gescheut. Eigentümerinnen und Eigentümern fehlt es oft am nötigen Wissen und der Fähigkeit, altersbedingt drohende Schäden erkennen zu können, so dass notwendige Reparaturen erst viel zu spät oder gar nicht durchgeführt werden und aufgrund dessen umfängliche Schäden anwachsen. Mit Fördermaßnahmen nicht nur für große Sanierungsmaßnahmen, sondern schon für die Pflege und Wartung, wäre hier möglicherweise vielen geholfen: Eigentümerinnen und Eigentümer sowie Förderinnen und Förderer könnten langfristig Kosten sparen, da große umfängliche Sanierungsmaßnahmen erst gar nicht notwendig würden oder erst sehr viel später und dann in überschaubaren Maßen. Handwerkerinnen und Handwerker hätten regelmäßige Wartungsverträge zu bedienen und würden substanzschonendere und sanftere Reparaturen und Restaurierungsarbeiten durchführen können. Und ganz wichtig: Es würde wesentlich mehr historische Bausubstanz erhalten bleiben (vgl. Huse 2006: 91).

Ein Beispiel einer Dachdeckerei im Weserbergland verdeutlicht dies: Der Betrieb bearbeitet fast ausschließlich historische Sandsteindächer, zu denen die Dachdeckerinnen und Dachdecker erst gerufen werden, wenn das Wasser aus der Decke tropft. Erst dann wird erkannt, dass stetige Feuchtigkeit bereits zu unwiederbringlichen Schäden an der Bausubstanz geführt haben, nicht selten mit schwerwiegenden Folgen. Oftmals ist ein Sparrenfußpunkt durch



Foto: Josef Müller GmbH & Co. KG

Reparatur an einem mit Sandstein gedeckten Dach

Feuchtigkeit, Insekten oder Pilze so zerstört, dass dieser aufwendig saniert werden muss, um die statische Funktion zu erfüllen. Dazu kommen jeweils Gerüstbau, Dachdeckungsarbeiten, Deckenöffnungen, Pilz- und Schwammsanierung. Ein riesiger Eingriff in den Innenraum, verbunden mit sehr hohem Aufwand und Kosten. Solche Erfahrungen wären mit regelmäßiger Überprüfung, Pflege und Wartung leicht vermeidbar.

Seit einigen Jahren gibt es interessante Initiativen von Wartungsdiensten für Gebäude, etwa die Monumentenwacht in den Niederlanden, der Monumentendienst im Weser-Ems-Gebiet oder der Baukulturdienst Weser-Leine-Harz (BKD). Hier werden Gebäude durch Inspektorinnen und Inspektoren mit fachlicher Expertise untersucht, womit sie Eigentümerinnen und Eigentümern helfen, Schäden rechtzeitig zu erkennen. Diese Zusammenarbeit erleichtert den Kontakt mit den Denkmalbehörden oft wesentlich.

Neue Techniken und Materialien im historischen Baukontext

In Freilichtmuseen, im Rahmen wissenschaftlicher Forschung und auch in verschiedenen Städten und Gemeinden wurden Muster- und Modellhäuser entwickelt und umgesetzt. Ziel ist es, traditionelle und moderne Methoden in einen gemeinsamen Kontext zu setzen und erfahrbar zu machen. Direkt am Gebäude kann so beobachtet, gesehen, evaluiert und im wahrsten Sinne begriffen werden, wie ein Umgang mit historischen Gebäuden aussehen kann:

1. Wie kann eine Dämmung in den Wandaufbau integriert werden?
2. Was ist ein guter Umgang mit schiefen Wänden?
3. Wie können spannende Details wie Malereien, offene Herdstellen oder eingebaute Technik geschickt in den neuzeitlichen Gebrauch des Hauses integriert werden?
4. Wie erfolgt ein substanzschonender und denkmalgerechter Umbau?
5. Welche Materialien sind sinnvoll und passend?
6. Wie einfach ist es und welche enormen Vorteile bietet es, mit Naturbaustoffen zu arbeiten?

Beispiele gibt es einige, unter anderem das Fachwerkhaus in Monschau, das Fachwerk-Kompetenzzentrum Haus Kump in Münster, das Fachwerkmusterhaus in Wanfried oder das Musterhaus im Freilichtmuseum Hessenpark in Neu-Anspach.

Über Jahrhunderte gängige Baumaterialien erfahren nach einer Phase des Vergessenwerdens derzeit eine Renaissance: Lehm, Stroh, Reet, Hanf und Kalk sind (einmal mehr) Neuentdeckungen und werden weiterentwickelt und breit beworben. Womöglich können wir in naher Zukunft mit Holzschaumplatten dämmen. Lehm kommt bereits heute fertig aus der Tüte und lässt sich auch von Laien problemlos verarbeiten. Vorteil dieser Materialien ist die gute bauphysikalische Passung mit den historischen Materialien des Bestands.

Die nächsten Jahre rücken neue Materialien in den Blick, für deren Erhalt neue Methoden und Herangehensweisen benötigt werden. Die Zeit der Nachkriegs- und Postmoderne ist als zu schützende Epoche im Fokus. Hier finden sich zwar noch wenige Denkmäler, doch Bauen im Bestand ist in Zeiten, in denen Wohnfläche ein knappes Gut darstellt, von Bedeutung. Im genannten Zeitraum verwendete Materialien und Baustoffe basieren nicht mehr ausschließlich auf natürlichen Werkstoffen wie pflanzlichen Fasern, Kalk, Gips, Holz oder tierischen Eiweißen. Das bringt ein neues, spannendes Wirkungsfeld mit sich, zumal diese „neuen“, meist chemisch hergestellten Stoffe heute schon wieder veraltet sein können. Forschungen zu einem materialgerechten Umgang sind notwendig und gibt es bereits, beispielsweise im Labor für Kunststofftechnik an der TH Köln.

Der Kreis schließt sich

Es ist unabdingbar, dass „Wiederverwendung von Baustoffen“, „zirkuläres Bauen“ und „Bauen im Bestand“ Zukunftsthemen des Handwerks darstellen. Zum Bestand gehören selbstverständlich auch Bauten des 20. Jahrhunderts. Es geht um mehr als Handwerkskultur und Geschichtsbewusstsein, es geht um Ressourcenschonung, um Wiederwertung (Re-Cycle) und Wiederverwendung (Re-Use), um graue und goldene Energie und nicht zuletzt um einen sozialpolitischen Aspekt: die Schaffung und den Erhalt bezahlbaren Wohnraums.

Schon längere Zeit ist die Rede von grauer Energie, die in der Wertschätzung von Bestandsgebäuden zu beachten ist. Dabei werden CO₂-Emissionen, Transportwege der Baumaterialien, verbrauchte Rohstoffe und die Herstellungenergie betrachtet. Nicht weniger beachtenswert ist die sogenannte goldene Energie. Hier werden unter anderem Nutzungsmöglichkeiten, Bauleistung und Gestaltung, die Reparaturfähigkeit und die gemeinschaftliche Identifikation mit einem Objekt in die Wertigkeit und Umweltbilanz einbezogen (vgl. Bundesstiftung Baukultur 2022/23: 7 ff.). Werden alle diese Aspekte zusammen gedacht, steigt der Wert eines Bestandsgebäudes beziehungsweise eines Objekts – nicht nur aus kulturhistorischer Sichtweise.

Mit einer Betrachtung des gesamten Lebenszyklus in ökologischer und ökonomischer Hinsicht, sowie den vorgenannten soziokulturellen Aspekten stellt sich die Frage, wieviel Neubau sinnvoll ist, während etliche Bauten ungenutzt zur Verfügung stehen und ausgebaut werden könnten. Es gilt, übereilte und nicht hinterfragte Abrisse und damit Substanzverlust zu vermeiden. Das Umbauen und das Weiterbauen am Bestand sollte bei Förderungen Berücksichtigung finden. Trotz aller gebotenen Eile Wohnraum zu schaffen, ist es beim Umgang mit vorhandener Bausubstanz notwendig, die Schritte der Bestandsaufnahme und Konzeptentwicklung mit Bedacht und sorgfältig durchzuführen, hierdurch Schäden zu vermeiden und so das Bauvorhaben nicht durch unnötige Komplikationen zu verteuern.

Die eigentliche handwerkliche, aber auch planende Herausforderung besteht im Bestandsbau. Im Unterschied zum Neubau geht es hier nicht um ein Neben- oder Nacheinander von Gewerken, sondern um ein Miteinander zugunsten des Objekts. Es ist nicht einfach nur Montage oder schnelle Dienstleistung vom Fließband, denn jedes Gebäude ist eine individuelle Herausforderung mit anderen Rahmenbedingungen und der Notwendigkeit, ständig alles in Frage zu stellen und aktiv anzupassen. Gerade das macht es spannend und führt mitunter zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Handwerk. Weitere Herausforderungen stehen an, neue Objekte und Bauwerke werden in großer Zahl verfügbar: Krankenhäuser, Kirchen und Klöster, deren Nutzung mangels Mitglieder immer vakanter wird. Neunutzungen und entsprechende Lösungen gerade für solche Gebäudetypen mit ganz eigener Kultur müssen gefunden werden.

An Fortbildungseinrichtungen wie der „Akademie Schloss Raesfeld – Bildungsstätte des Handwerks“ wird durch die Lehre historischer Handwerkstechniken dafür das Werkzeug an die Hand gegeben. Sei es bei mobilen Gegenständen oder im Bauwerk. Zum einen um zu begreifen, welche Mühe und welche Kraft und auch Zeit in den alten Dingen steckt, zum anderen um diese Techniken und deren Materialien bei Reparatur, Restaurierung oder auch beim Nachbau zu kennen und anwenden zu können. Nach dem Motto „Ich kann nur sehen, was ich kenne“, muss alles gemeinsam gelehrt werden: die Geschichte, Baustilkunde, Dokumentationstechniken, Vertiefung des eigenen Handwerks, aber auch der Blick über den Tellerrand in die anderen Gewerke und Expertisen. Es ist wichtig, die eigenen Grenzen des Könnens zu kennen, um rechtzeitig andere Fachleute einzubeziehen. Nur dann können gute und meist sogar kostengünstige Ergebnisse erreicht werden.

Restaurierter
Polsterstuhl im
Rahmen einer
Projektarbeit zur
Restauratorin im
Raumausstatter-
handwerk

Foto: Andrea Weyand



Der Charakter der Objekte, seien sie denkmalgeschützt oder nicht, soll erhalten bleiben: Dafür ist oftmals weniger mehr. Nicht zuletzt ist dieses Credo wichtig für Dombauhütten, Museen und Freilichtmuseen (vgl. Notz 2020: 36 ff.). Der Verlust selten gewordener Handwerkstechniken macht sich hier besonders bemerkbar. Handwerkernde und Planende, die sich nicht mit dem Vorhandenen befassen, zerstören vieles durch Unwissenheit. Sie können nicht verstehen, welches Material sie vorfinden und wie sie damit umgehen sollen. Um zwei Beispiele zu nennen: Malerinnen und Maler wissen, was für Folgeschäden es für die Oberflächengestaltung haben kann, wenn die Farbe einfach wieder abblättert oder sich untere Malschichten auflösen. Beim Fachwerkbau kennen Zimmerleute das Problem, wenn traditionelle Methoden außer Acht gelassen werden, wenn sich dadurch die Hölzer verwerfen und Putze aus den Gefachen brechen.

Natürlich muss technischer Fortschritt erlaubt sein. Selbstverständlich wird heutzutage sowohl mit Maschinen als auch zunehmend mit KI gearbeitet. Auch das wird in Seminaren aufgenommen. In der Regel ist es im Handwerk sinnvoll, die Wurzeln des eigenen Handwerks zu kennen, um mit den hochtechnischen Maschinen gut umgehen zu können. Interessant wird es, wenn sich früheres Handwerkskönnen mit moderner Kunst vereint.

Literatur

Bundesstiftung Baukultur; Nagel, R. (Hrsg.), 2023: Baukultur Bericht 2022/23. Neue Umbaukultur. 2. Auflage. Potsdam.

Fritzsche, W., 1997: Hausbau und obrigkeitliches Handeln in den nassauischen Landesteilen von 1465 bis 1866. Weimar.

Hüneke, S., 2012: Spolien und ihre Botschaften an Bauwerken preußischer Herrscher. Restaurator im Handwerk: Die Fachzeitschrift für Restaurierungspraxis 3/2012: 20–24.

Huse, N. (Hrsg.), 2006: Denkmalpflege - Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten. 3. Auflage. München.

Lipp, W., 1995: Rettung von Geschichte für die Reparaturgesellschaft im 21. Jahrhundert. Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft. ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees, Bd. 21: 143–151.

Ludwig, T., 2012: Die „Torhalle“ im Kloster Lorsch und die Rezeption antiker Architektur im frühen Mittelalter. In: Hessische Kulturstiftung (Hrsg.): Kloster Lorsch – Vom Reichskloster Karls des Großen zum Weltkulturerbe der Menschheit. Darmstadt: 402–427.

Notz, H., 2017: Stroh-Lehm-Fassadenbehang. In: Norddeutsches Zentrum für Materialkunde von Kulturgut e.V. (Hrsg.): Fachtagung anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Norddeutschen Zentrums für Materialkunde von Kulturgut ZMK e.V. Hannover: 36–38.

Notz, H., 2020: Wiedergewinnung verlorener Handwerkstechniken im Freilichtmuseum. Restaurator im Handwerk: Die Fachzeitschrift für Restaurierungspraxis 1/2020: 8–13.

Vereinigung der Denkmalfachämter in den Ländern (VDL); Harzenetter, M. (Hrsg.), o. J.: Mehr Wert, Denkmalpflege. MehrWert als du denkst. München.

Zimmermann, W. H., 2004: Vortrag „Das mobile Haus“. 15. Tagung der AG Haus- und Gefügeforschung in Lüdinghausen (Münsterland) am 20./21. März 2004. Zugriff: <http://www.hausforscher.de/2004/03/translozierung-von-gebauten-aus.html> [abgerufen am 22.02.2026].



Baukultur, Handwerk und regionale Identität im Schwarzwald

von Dr. Diana Wiedemann

„Baukultur“ bezeichnet die Gesamtheit der planerischen, gestalterischen und baulichen Prozesse, durch die die gebaute Umwelt hervorgebracht, weiterentwickelt und bewertet wird. Dazu gehören nicht nur Architektur, Städtebau und Ingenieurbau, sondern auch der Umgang mit dem Gebäudebestand, der öffentliche Raum, Infrastrukturen und Kulturlandschaften. Als integratives Konzept verbindet Baukultur ästhetische, funktionale, ökologische und soziale Qualitäten – die Gestaltung des Raums wird als gesamtgesellschaftliche Aufgabe gesehen (vgl. BMWSB 2024: 8 ff.).

Damit ist die Baukultur ein zentraler Bestandteil räumlicher Entwicklung und sozialer Identität. Der Begriff beinhaltet nicht nur die gestalterische und funktionale Qualität von Gebäuden, sondern auch das planerische, handwerkliche und ausbildungsspezifische Wissen und gesellschaftliche Handeln, das die gebaute Umwelt hervorbringt. Beispiele wie die Entwicklung des Holzbaus in Vorarlberg zeigen, dass Architektur und regional verankerte Baukultur erhebliche wirtschaftliche und gesellschaftliche Impulse auslösen können. Hier ist vor allem der starke Einfluss des Bau- und Holzhandwerks zu nennen.

Vor dem Hintergrund aktueller Herausforderungen im ländlichen Raum gewinnt das Thema im Schwarzwald besondere Bedeutung. Die Region ist geprägt von einer charakteristischen Kulturlandschaft, starken handwerklichen Traditionen und einer spezifischen Bautypologie. Dagegen stehen fortschreitende Zersiedelung, Strukturwandel, demografische Veränderungen und steigende Ansprüche an Wohnraum (vgl. BMEL 2024: 7, 29 f.). Dieser Beitrag untersucht, wie regionale Baukultur im Schwarzwald gestärkt, transformiert und als Ressource für die Zukunft genutzt werden kann.

Baukultur, Nachhaltigkeit und Regionalität

Die Davoser Erklärung von 2018 definiert Baukultur als die Summe aller kulturellen, wirtschaftlichen, technischen, sozialen und ökologischen Aspekte, die die Qualität des Bauens und der gebauten Umwelt beeinflussen, und kritisiert eine zunehmende Trivialisierung des Bauens. Damit sind Entscheidungsprozesse gemeint, in denen kurzfristige ökonomische Vorteile über die langfristige räumliche Qualität gestellt werden. Dies führt dazu, dass regionale Bezüge, nachhaltige Lösungen und gestalterische Qualität vernachlässigt werden (vgl. BAK 2018: 1 ff.).

Der räumliche Kontext spielt dabei eine wesentliche Rolle: Regionale Bauweisen entstehen aus lokal verfügbaren Materialien, klimatischen Bedingungen, funktionalen Anforderungen und kulturellen Traditionen (vgl. Baum et al. 2023: 6 ff.). Zentral hierfür ist das über Generationen weitergegebene handwerkliche Wissen sowie die Qualität traditioneller Ausbildungswege, durch die regionale Techniken bewahrt und weiterentwickelt werden. Der Verlust regionaler Identität äußert sich hingegen häufig in Formen ästhetischer Austauschbarkeit mit standardisierten Bautypologien und gestalterischer Beliebigkeit.

Nachhaltigkeit ist eng damit verknüpft. Gebäude prägen Landschaften und Ortsbilder über Jahrzehnte. Das, was heute gebaut wird, formt unsere Umgebung, die gebaute Umwelt, für 80 bis 100 Jahre. Folglich tragen heutige Entscheidungen langfristige ökologische und kulturelle Folgen. Gerade im Kontext regionaler Baukultur wird sichtbar, dass nachhaltige Architektur ohne qualifizierte handwerkliche Umsetzung und ohne Weitergabe traditioneller Bautätigkeiten nicht denkbar ist. Baukultur wird so zu einer Zukunftsfrage, die ökologische Ziele, regionale Stoffkreisläufe, traditionelle Kompetenzen, handwerkliche Ausbildungsstrukturen und zeitgenössische Architektur verbindet.



Foto: Schwarzwald Tourismus GmbH



Der Schwarzwaldhof: gewachsene Baukultur, der Landschaft angepasst; Dreisamtal Schwarzwald Hof

Historische Entwicklung der Baukultur im Schwarzwald

Der Schwarzwald stellt eine durch Land- und Forstwirtschaft geprägte Kulturlandschaft dar, in der sich seit dem Mittelalter spezifische Siedlungs- und Bautypologien herausgebildet haben (vgl. Schilli 1953: 259 f.). Die Topografie, die klimatischen Bedingungen sowie der Zugang zu Holz als wichtigstem Baustoff führten zur charakteristischen Form des Schwarzwaldhofs. Dieser vereint Wohn-, Wirtschafts- und Lagerbereiche unter einem großen Dach und gilt als Beispiel einer der Funktion folgenden, besonders ressourcenschonenden und regional angepassten Architektur (vgl. Rohleder 2025). Die konstruktiven Lösungen dieser Höfe sind unmittelbar Ausdruck hochspezialisierter handwerklicher Fähigkeiten, die über traditionelle Lehrberufe weitergegeben wurden.

Die so entstandene Kulturlandschaft mit ihrer besonderen Bautradition prägt bis heute das Image der Region und gilt als identitätsstiftend, sowohl für die Bewohnerinnen und Bewohner als auch für den Tourismus.

In touristischen Darstellungen fungiert die Verbindung von Landschaft und Baukultur als zentrales Motiv, das Authentizität und historische Kontinuität symbolisiert. Zugleich ist die traditionelle Baukultur nicht statisch. Die regionale Architektur hat sich stets an veränderte wirtschaftliche, gesellschaftliche und technologische Rahmenbedingungen angepasst und weiterentwickelt. Das Potenzial des regionalen Bauens liegt daher in der fortlaufenden Transformation – einer Weiterentwicklung aus dem Bestand heraus. Sie ist jedoch nur möglich, wenn handwerkliche Kompetenz und traditionelle Ausbildungswege erhalten bleiben und aktiv fortgeführt werden.

Gegenwärtige Herausforderungen



Während die historische Baukultur des Schwarzwalds ein hohes identitätsstiftendes Potenzial besitzt, zeigen sich in der gegenwärtigen Entwicklung deutliche Spannungsfelder. Einerseits steigt der Bedarf an modernem, energetisch effizientem und barrierefreiem Wohnraum; andererseits verschärfen sich die Folgen des demografischen Wandels, beispielsweise die Abwanderung junger Bevölkerungsgruppen und somit ein ausgeprägter Fachkräftemangel in Handwerk und Industrie (vgl. BMEL 2024: 29 f.). Der Rückgang im handwerklichen Nachwuchs gefährdet unmittelbar die Weitergabe regionaler Bauweisen sowie die Fähigkeit, traditionelle Gebäudetypologien fachgerecht zu erhalten und weiterzuentwickeln. Hinzu kommen strukturelle Defizite wie eingeschränkte Mobilitätsangebote und der Rückgang sozialer Infrastrukturen: Dorfläden und Gasthäuser – zentrale Orte sozialer Vernetzung – verschwinden zunehmend (vgl. Eberhardt 2021: 1 f.).

Planerische Prozesse verschärfen diese Entwicklungen: Obwohl zahlreiche Studien zeigen, dass Innenentwicklung und die Aktivierung von Baulücken erhebliche Flächenpotenziale bieten (vgl. Blum et al. 2022:156 ff.), werden vielerorts weiterhin neue Baugebiete am Ortsrand ausgewiesen. Gründe sind lange Planungsverfahren, kommunale Flächendrucksituationen und der Wunsch nach kurzfristiger Wohnraumbereitstellung. Die Folge ist eine schleichende Zersiedelung, die erst im Rückblick als Verlust landschaftlicher und räumlicher Qualität sichtbar wird.

Gleichzeitig besteht das Risiko, dass Umbauten und Modernisierungen historischer Höfe oder Wirtschaftsgebäude ihre charakteristischen Merkmale verlieren, wenn Eingriffe ohne gestalterisches oder baukulturelles Konzept vorgenommen werden. Dies kann zu „gesichtslosen“ Ortsbildern führen, in denen regionale Bezüge kaum mehr erkennbar sind.

Ein wesentliches Problem ist der häufig unreflektierte Umgang mit regionalen Formen: Anstatt historische Bautraditionen zeitgemäß weiterzuentwickeln, kommt es zu oberflächlichen Adaptationen einzelner Versatzstücke – etwa Krüppelwalmdächer an Bushaltestellen, mit Stroh gedeckte Dorfeingangsschilder oder folkloristische Interieurs in Gastronomiebetrieben. Diese Inszenierungen erzeugen eine stilisierte Kulisse regionaler Identität, ohne ihre funktionalen, konstruktiven und kulturellen Grundlagen fortzuführen. Besonders deutlich wird, dass traditionelle handwerkliche Kenntnisse, etwa über regionale Dachkonstruktionen, Holzverbindungen oder materialgerechte Ausführungsweisen, kaum noch berücksichtigt werden. Ohne dieses Fachwissen werden dekorative Elemente von ihrer bautechnischen Bedeutung getrennt und als reine Folklore eingesetzt.

Auf der anderen Seite stehen Neubauten, die nahezu unabhängig vom Standort nach ähnlichen funktionalen und wirtschaftlichen Kriterien geplant werden. Standardisierte Grundrisse, uniforme Fassadensysteme und auf maximale Flächenausnutzung ausgerichtete Kubaturen führen zu Orten, die in vielen Regionen Deutschlands identisch wirken können. Diese Vereinheitlichung ist Ausdruck eines Bauens, in dem handwerkliche Ausführungsqualität, konstruktive Sorgfalt und regionale Materialtraditionen zunehmend verdrängt werden – häufig zugunsten industriell vorgefertigter Systeme, die wenig räumliche Identität erzeugen.

Die Davoser Erklärung hebt demgegenüber den lokalen Kontext als wesentlichen Qualitätsfaktor hervor: Topografie, Landschaft und Materialität sollen in Planung und Bau wieder stärker berücksichtigt werden. Eine regionale Baukultur kann nur entstehen, wenn Gestaltung, Funktion und Materialwahl aus den örtlichen Bedingungen heraus entwickelt werden.

Regionales Bauen als Zukunftskonzept

Die Debatte um regionales Bauen ist in der Fachwelt breit verankert. Es existiert zwar kein einheitliches Begriffsverständnis, doch häufig werden vier Kernmerkmale benannt (vgl. Bull 2010: 2 f.):

1. Zeitgemäße Architektur aus regionaler Bautradition heraus: Die historische Formensprache dient nicht als Vorlage, sondern als weiterzuentwickelnde Grundlage.
2. Funktionslogische Gestaltung: Gebäudeformen resultieren aus Klima, Topografie und Nutzung. Hier spielt das handwerkliche Wissen eine wichtige Rolle, da die Anpassung an klimatische und topografische Bedingungen traditionell durch erfahrungsbasiertes Bauen erfolgte.
3. Materialgerechtigkeit und lokale Ressourcen: Insbesondere Holz besitzt im Schwarzwald historisch wie gegenwärtig hohe Relevanz. Die Fähigkeit, regionale Materialien sachgerecht zu verarbeiten, ist ein zentrales Element handwerklicher Ausbildung und Grundlage nachhaltiger Bauweisen.
4. Energetische und ressourcenschonende Effizienz: Regionale Bauweisen können oft mit geringerer grauer Energie und kürzeren Transportwegen überzeugen.

Regional angepasste Entwurfsstrategien können dazu beitragen, räumliche Identität zu stärken, Ortsbilder zu erhalten und ökonomische Kreisläufe zu fördern. Gleichzeitig ermöglichen solche Strategien Innovation, etwa durch intelligente Holzkonstruktionen, neue energieeffiziente Typologien oder moderne Interpretationen traditioneller Bauformen.

Damit unterscheidet sich regionales Bauen klar von rückwärtsgewandter Traditionspflege: Entscheidend ist die produktive Weiterentwicklung aus dem Bestand und nicht seine museale Rekonstruktion.



Foto: lehmann_holz_bauten

Umbau eines Schwarzwaldhofes: typische Baukonstruktionen im Schwarzwald, kombiniert mit modernen Elementen;
Tälerbauernhof Königsfeld

Initiativen zur Stärkung der Baukultur im Schwarzwald

In den vergangenen Jahren hat sich im Schwarzwald ein breites Akteursnetzwerk entwickelt, das sich für regionale Baukultur, handwerkliche Qualität und nachhaltige Architektur einsetzt. Neben kommunalen Initiativen, Fachverbänden und LEADER-Aktionsgruppen¹ engagieren sich auch touristische Organisationen und Bildungseinrichtungen.

Dies zeigt, dass Baukultur zunehmend als Querschnittsaufgabe verstanden wird, die räumliche, soziale und ökonomische Dimensionen verbindet. Besonders das Handwerk nimmt hier eine Schlüsselrolle ein, da es maßgeblich für die Umsetzung baukultureller Prinzipien verantwortlich ist.

Ein wichtiger Impuls war das Auszeichnungsverfahren „Baukultur Schwarzwald“ der Architektenkammer Baden-Württemberg im Jahr 2010, bei dem erstmals gezielt Projekte sichtbar gemacht wurden, die zeitgenössische Architektur mit regionalen Charakteristika vereinen. Die prämierten Beispiele zeigen, dass Neues nicht im Gegensatz zur Tradition stehen muss, sondern diese innovativ weiterentwickeln kann. Kriterien der Bewertung waren unter anderem die Einfügung in Landschaft und Ortsstruktur, Maßstäblichkeit, Materialwahl, Ressourceneffizienz und konstruktive Qualität – womit bei letzterem besonders das Handwerk aufgrund der handwerklichen Präzision und der materialgerechten Umsetzung adressiert ist.

Der Verein Bauwerk Schwarzwald

Vor dem Hintergrund der vielfältigen Initiativen entstand der Wunsch, eine übergeordnete Plattform für Baukultur und Handwerk im Schwarzwald zu schaffen. Aus dem Vergleich mit anderen erfolgreichen regionalen Entwicklungen – insbesondere in Vorarlberg – wuchs die Idee, ein gemeinsames Zentrum zu etablieren, das Wissen bündelt, Netzwerke strukturiert und Akteure zusammenführt (vgl. Naturpark Südschwarzwald 2019: 11, 18, 29, 36)

2020 wurde daher der gemeinnützige Verein „Bauwerk Schwarzwald“ gegründet. Heute umfasst er rund 140 Mitglieder, darunter Architekten- und Handwerkskammern, Landkreise und Kommunen, Unternehmen, LEADER-Regionen sowie zahlreiche Privatpersonen.

Der Verein verfolgt mehrere zentrale Ziele:

- Förderung regionaler Bau- und Handwerkskultur
- Sensibilisierung der Bevölkerung für baukulturelle Qualität
- Unterstützung von Aus- und Weiterbildung
- Beratung von Kommunen, Bauherren und Fachleuten
- Erforschung und Dokumentation schwarzwaldspezifischer Bauweisen
- Vernetzung von Akteuren, um Synergien zu schaffen

¹ LEADER ist ein EU-Förderprogramm, das die eigenständige Entwicklung des ländlichen Raums mit dem Ansatz unterstützt, dass sich private und öffentliche Akteure vor Ort in Projekten zusammenfinden, die unter anderem für den Erhalt des kulturellen Erbes stehen, den Tourismus stärken und Arbeitsplätze schaffen.

Dazu arbeitet Bauwerk Schwarzwald projektorientiert, häufig in Form von Workshops oder offenen Beteiligungsformaten. Es entsteht ein kontinuierlicher Austausch zwischen Fachdisziplinen und lokalen Akteuren. Zudem gelingt es, Themen wie regionale Materialkreisläufe, Energieeffizienz oder landschaftsbezogene Architektur anwendungsnah zu diskutieren.

Instrumente des Vereins

Ihre Aufgaben umfassen die Beratung in frühen Planungsphasen, die Begleitung kommunaler Bauvorhaben sowie die Information und Beratung von Planungswettbewerben. Außerdem unterstützt die Gestaltungskommission bei Siedlungsentwicklungen und trägt dazu bei, für Materialwahl, Konstruktion und regionale Einbindung zu sensibilisieren.

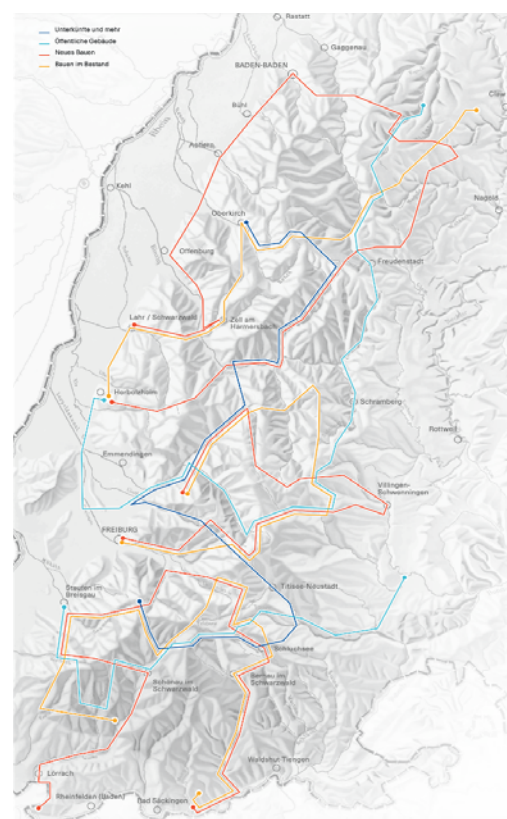
Abbildung 1

Durch diese Beratungsfunktion gelingt es, Baukultur als Qualitätskriterium bereits vor Entwurfsbeginn zu verankern. Dass zunehmend auch Baurechtsbehörden den Verein einbeziehen, zeigt den wachsenden Bedarf an fachlicher Orientierung.

Der Verein engagiert sich umfassend in der Vermittlung baukultureller Inhalte. Zu den Formaten zählen der Online-Bauwerk-Talk, Informationsveranstaltungen zu Bebauungsplänen und Bürgerdialoge zu kontrovers diskutierten Projekten. Mit Präsentationen beispielhaft sanierter Gebäude werden die Vorteile der Weiternutzung im Gebäudebestand aufgezeigt. All diese Angebote tragen dazu bei, ein Bewusstsein für gestalterische Qualität zu schaffen und für die regionale Baukultur zu sensibilisieren.

Die Architekturroute Schwarzwald

Abbildung 1
Die Architekturroute des Vereins Bauwerk Schwarzwald:
Zusammenstellung der thematischen Routen



Quelle: DesignConcepts_alle-Touren-Rollup

Die Beispiele sind thematisch geordnet (z. B. Neubau, Sanierung, Siedlungsentwicklung) und online abrufbar. Sie zeigen, wie traditionelle Bauweisen in moderne Formensprache übersetzt werden können, wie nachhaltige Materialkreisläufe funktionieren und wie sich Gebäude in Topografie und Landschaft einfügen. Durch diese anschauliche Darstellung wird Baukultur als erlebbares Phänomen vermittelt – für Bewohnerinnen und Bewohner ebenso wie für Fachleute und Touristen.

Das Zentrum Holzbau Schwarzwald (ZHS)

Ein besonderes Projekt stellt das entstehende Zentrum Holzbau Schwarzwald (ZHS) dar, dessen Trägerschaft Bauwerk Schwarzwald zu Beginn übernommen hat. In Kooperation mit dem Naturpark Südschwarzwald, dem Landkreis und regionalen Holzproduzierenden und -verarbeitenden Unternehmen wird ein Kompetenzzentrum aufgebaut, das die gesamte Wertschöpfungskette des Holzbaus abbildet – von der nachhaltigen Waldwirtschaft über innovative Materialien und Verfahren bis hin zu Forschung, Lehre und Produktentwicklung.

Ziele des ZHS sind unter anderem:

- Stärkung der regionalen Holzbaukompetenz
- Entwicklung neuer Technologien im Holzbau
- Förderung der Nachwuchsbildung
- Sichtbarmachung des Rohstoffpotenzials der Region
- Beitrag zur CO₂-Reduktion durch klimafreundliche Bauweisen

Das geplante Gebäude des ZHS wird als Leuchtturmprojekt durch europäische und landesweite Förderprogramme finanziert und soll beispielhaft demonstrieren, wie zukunftsfähige Holzarchitektur im Schwarzwald aussehen kann (s. Abb. 2). Zentral ist hierbei die enge Verzahnung von Forschung, handwerklicher Ausbildung und praktischer Umsetzung – ein Ansatz, der die gesamte Holzbaukultur des Schwarzwalds langfristig stärkt.

Abbildung 2
Das geplante Zentrum des Holzbaus (ZHS): Visualisierung des Wettbewerbs für das Gebäude



Quelle: Visualisierung Zentrum Holzbau Schwarzwald, MGF – Architekten Stuttgart

Nachwuchsgewinnung und Sensibilisierung

Ein zentraler Bestandteil der Sensibilisierungs- und Bildungsarbeit des Vereins ist die enge Kooperation mit handwerklichen Ausbildungsstätten sowie mit Hochschulen der Region. Diese Zusammenarbeit zielt darauf ab, baukulturelle Fragestellungen frühzeitig in Lehr- und Lernprozesse zu integrieren und sowohl gestalterische als auch konstruktive Kompetenzen im Nachwuchs zu stärken.



Foto: Matthias Krieg

Ein Bild der stolzen Zimmererklasse der Gewerbeschule mit dem Prototyp des Fahrgastunterstands

So begleitete Bauwerk Schwarzwald einen Entwurfs- und Realisierungswettbewerb der Zimmererklasse der Friedrich-Weinbrenner-Gewerbeschule in Freiburg. Im Rahmen dieses Projekts entstand ein Bushaltehäuschen, das die innovative Anwendung des Baustoffs Holz exemplarisch demonstriert und zugleich Fragen der regionalen Formsprache in den Mittelpunkt stellt. Ein erster Prototyp wurde bereits im Jahr 2023 realisiert.

In einer weiteren Kooperation zwischen dem Karlsruher Institut für Technologie (KIT), der Gewerbeschule und Bauwerk Schwarzwald wurde ein interdisziplinäres Studierendenprojekt durchgeführt, dessen Ziel die Entwicklung und Umsetzung eines Tiny-House-Konzepts war. Durch die Unterstützung regionaler Sponsoren konnte nicht nur die planerische Konzeption erarbeitet, sondern auch die bauliche Ausführung ermöglicht werden. Der prämierte Entwurf wurde schließlich von den Studierenden in Durlach errichtet und macht die Verknüpfung von akademischer Lehre, handwerklicher Praxis und regionaler Baukultur anschaulich erfahrbar.

Fazit: Der Schwarzwald als Modellregion baukultureller Entwicklung

Die Analyse zeigt, dass die Baukultur im Schwarzwald eine zentrale Ressource regionaler Identität und Zukunftsfähigkeit darstellt. Die Region befindet sich in einem Spannungsfeld aus strukturellem Wandel, steigenden Wohnraumanforderungen und der Gefahr ästhetischer Vereinheitlichung. Gleichzeitig verfügt sie über reiche handwerkliche Traditionen, charakteristische Bautypologien und eine starke Kulturlandschaft, die erhebliches Potenzial für eine nachhaltige räumliche Entwicklung bieten.

Die vielfältigen Initiativen der vergangenen Jahre – vom Auszeichnungsverfahren „Baukultur Schwarzwald“ über die Gestaltungskommission bis hin zum Zentrum Holzbau Schwarzwald – haben gezeigt, dass regionale Baukultur erfolgreich weiterentwickelt werden kann, wenn Akteure aus Handwerk, Architektur, Politik, Planung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft kooperieren. Die Vernetzung durch Bauwerk Schwarzwald trägt wesentlich dazu bei, Wissen zu bündeln, Prozesse zu moderieren und baukulturelle Qualität sichtbar zu machen.

Gerade die Einbindung lokaler Handwerksbetriebe erweist sich dabei als zentral, da sie nicht nur traditionelles Wissen sichern, sondern dieses auch in heutige Bauprozesse einbringen und damit ein unverzichtbares Bindeglied zwischen historischer Baupraxis und zeitgenössischer Architektur darstellen.

Gleichzeitig zeigt sich, dass Baukultur ein gesellschaftliches Thema ist: Die Sensibilisierung der Bevölkerung, die Vermittlung regionaler Gestaltungskompetenz und die Stärkung des handwerklichen Nachwuchses sind entscheidende Faktoren für eine langfristige Qualitätsentwicklung.

Die zunehmende Einbindung des Vereins in Wettbewerbe, kommunale Planungsprozesse und baurechtliche Fragestellungen verdeutlicht, dass baukulturelle Expertise in der Region stärker nachgefragt wird.

Damit entsteht die Chance, den Schwarzwald als Modellregion zu positionieren, in der traditionelle Bauweisen, lokale Ressourcen, innovative Technologien und nachhaltige Handwerkskultur zu einem kohärenten Zukunftsmodell verbunden werden. Die Region kann beispielhaft zeigen, wie ländliche Räume durch baukulturelle Qualität transformationstauglich werden, ohne ihre spezifischen Eigenarten zu verlieren. Ein zukunftsfähiges Baukultursystem wird dabei nur gelingen, wenn handwerkliche Ausbildungsstrukturen langfristig gestärkt, regionale Wertschöpfungsketten stabilisiert und das traditionelle Wissen der Gewerke als strategische Ressource begriffen wird. Die konsequente Weiterführung der begonnenen Initiativen, die vertiefte Kooperation regionaler Akteure und die Verstetigung baukultureller Prozesse sind dafür zentrale Voraussetzungen.

Literatur

Baum, M.; Deilmann, P.; Königsdorfer, R.; Ludwig, A.-K., 2023: Nachhaltige Transformation gestalten – Baukultur in ländlichen Räumen in Baden-Württemberg. Herausgeber: Universität Stuttgart, Lehrstuhl für Stadtplanung und Entwerfen. Stuttgart.

Blum, A.; Atci, M. M.; Roscher, J.; Henger, R.; Schuster, F., 2022: Bauland- und Innenentwicklungspotenziale in deutschen Städten und Gemeinden. Herausgeber: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR). BBSR-Online-Publikation 02/2022. Bonn.

Bull, E., 2010: Baukultur Schwarzwald - Architekturpreis 2010. Herausgeber: Architektenkammer Baden-Württemberg (AKBW). Freiburg.

Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen (BMWSB) (Hrsg.), 2024: Gemeinsam Räume für gutes Zusammenleben gestalten – Die Baukulturellen Leitlinien des Bundes. Berlin.

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hrsg.), 2024: Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse und Transformationsprozesse in ländlichen Räumen - Vierter Bericht der Bundesregierung zur Entwicklung der ländlichen Räume. Berlin.

Bundesamt für Kultur (BAK) (Hrsg.), 2018: Eine hohe Baukultur für Europa. Davos.

Eberhardt, W.; Küpper, P.; Seel, M., 2021: Dynamik der Nahversorgung in ländlichen Räumen verstehen und gestalten - Impulse für die Praxis. Herausgeber: Thünen-Institut für Ländliche Räume. Braunschweig.

Naturpark Südschwarzwald, 2019: Gründungskonzept bauWERK SCHWARZWALD. Herausgeber: Naturpark Südschwarzwald e.V. und Naturpark Schwarzwald Mitte/Nord e.V. Freiburg.

Schilli, H., 1953: Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart.

Rohleder, S., 2025: Was das Schwarzwaldhaus einem Neubau voraus hat: Architekt Hardy Happle über die Zukunft des Bauens. Badische Zeitung, 26.Juni. Zugriff: <https://www.badische-zeitung.de/was-das-schwarzwaldhaus-einem-neubau-voraus-hat-architekt-hardy-happle-ueber-die-zukunft-des-bauens> [abgerufen am 03.03.2026].



Stadtplanung, Architektur und Bauhandwerk: Neue Instrumente, bekannte Baukultur, gemeinsame Aufgabe

von Markus Lehrmann

Digitalisierung, Nachhaltigkeit und künstliche Intelligenz (KI) drängen mit Macht auf die Bühne. Neue Geschäftsmodelle entstehen, die Grenzen zwischen Planung und Ausführung verschwimmen. Kooperation wird wichtiger als klassische Hierarchien. Infolgedessen verändert sich die Planungs- und Baubranche. Neben der laufenden linearen Weiterentwicklung entstehen massive strukturelle Veränderungen.

Stadtplanung, Architektur und Städtebau haben sich bisher immer erfolgreich an neue Bedarfe angepasst. Zugleich waren die Disziplinen stets auch Motor des Wandels: zuweilen leise, manchmal programmatisch und kraftvoll.

Ein Blick zurück

Anfang des 20. Jahrhunderts machte sich Karl Ernst Osthaus in seiner Heimatstadt Hagen für eine Vision stark: „Die Schönheit soll wieder zur herrschenden Macht im Leben [werden]“, so der einflussreiche Mäzen. Er begründete damit eine Bewegung, die bis heute als „Hagener Impuls“ bekannt ist und die Denkschule des Bauhauses vorbereitete. Bis heute beeinflusst diese Programmatik das Planen und Bauen.

Auslöser war ein Mangel an Wohnraum und die Erkenntnis, dass der industriellen Fertigung eine gestalterische Verarmung folgte. Die heutige Diskussion um eine Reform des Planens und Bauens ist mit der damaligen Auseinandersetzung vergleichbar. Auch heute trifft ein akuter Wohnungsbedarf im unteren Mietpreissegment auf hohe Kosten für Planung und Bau. Nur die Gewichtung der Argumente ist eine andere: Im Zentrum stehen Ökonomie und Ökologie. Damals war es die baukünstlerische Debatte, die – eng verbunden mit dem Handwerk – Motor der Bewegung wurde.

Osthaus wollte die Kunst enger mit dem Handwerk und der Industrie verzahnen, um eine neue ästhetische Kultur zu schaffen, die nicht nur für sogenannte Eliten, sondern für die breite Gesellschaft zugänglich ist. Architektur, Design und Kunst sollten den Alltag prägen. Osthaus holte bedeutende Architekten wie Henry van de Velde und Peter Behrens nach Hagen. Bis heute sichtbare Zeugnisse der neuen Ästhetik sind beispielsweise die Villa Hohenhof und das Krematorium in Hagen Delstern.

Das Handwerk war nach Ansicht von Osthaus Bindeglied zwischen Kunst und industrieller Fertigung. Es sollte letztendlich die Trennung zwischen „freier“ und „angewandter“ Kunst überwunden werden. Ziele waren eine neue, qualitätsorientierte Gestaltungskultur sowie eine Synthese von Kunst und Handwerk.

Der Stapel der Herausforderungen wächst

Heutiger Impulsgeber für eine erforderliche Transformation ist der anthropogene Klimawandel, der als massive Nebenwirkung einer verschwenderischen Lebensweise der Menschheit zurückschlägt. Darüber hinaus führt die durchaus gewünschte, von Wirtschaft und Gesellschaft „bestellte“ Digitalisierung zu massiven Anpassungsbedarfen. Kaum wurde BIM verstanden, rauscht die KI auf uns zu. Morgen schon wird es die sogenannte Token Ökonomie sein, in der Daten zum Treibsatz der Wertschöpfung werden.

Wovon die Wertschöpfungskette Bau im schmucklosen Tagesgeschäft vermutlich am meisten beansprucht wird, ist der fremdbestimmte, endlose Strom von Auflagen, Pflichten und Kontrollen. Der Tisch für Baubespre-



chungen ist durch immer mehr Planungsbeteiligte längst zu klein geworden, das bauliche Ergebnis deshalb aber nicht zwingend besser. Beim tagtäglichen Umfang von Bürokratie ist es verwunderlich, dass überhaupt noch gebaut wird. Besonders schädlich wird diese Bürokratie, wenn sie übertrieben angewendet wird. Der Bürokratismus würgt dann selbst die letzten zarten Versuche des Planens und Bauens endgültig ab. Heute sind rund 3.800 Baunormen zu beachten. Experten gehen davon aus, dass 20 % (ca. 800 Normen) davon ausreichen, um rund 80 % der Bauvorhaben zu realisieren – eine erstaunliche Feststellung.

Zur Bürokratielast hinzu kommt die Inflation am Bau, die seit vielen Jahren mehr als doppelt so hoch ist wie die Verbraucherpreisentwicklung und verheerende Auswirkungen auf die Baukonjunktur hat. Die Baugenehmigungen im Wohnungsbau gingen nach einem schwachen Jahr 2023 auch 2024 um rund 20 % zurück. Wie kann es trotzdem gelingen, anspruchsvoll und vor allem baukulturell wertvoll zu planen und zu bauen?

Impulse und Lösungen

Ich möchte auf drei Bereiche eingehen, die die Transformation zu einem anderen Bauen positiv beeinflussen können. Beginnen wir mit dem Umweltschutz. Der Umweltschutz ist gesamtgesellschaftliche Aufgabe und zugleich zentrales Chancenfeld. Derzeit wird die Debatte zu oft auf den Klimaschutz reduziert. Damit wird jedoch nur ein Teil der Herausforderungen angegangen.

These 1: Die Ökobilanz eines Gebäudes muss anstelle der ausschließlichen Effizienzbetrachtung des Betriebs zum Maßstab werden

Gerade vor dem Hintergrund der Überschreitung des Pariser Klimazieles (1,5-Grad-Ziel) wird die wachsende Dringlichkeit zu handeln deutlich. Der Klimawandel schreitet viel schneller voran als gedacht, erste Kipppunkte sind offenbar bereits erreicht.

Einige Zahlen verdeutlichen den ökologischen Hebel der Branche: Mehr als 36 % der weltweiten Treibhausgasemissionen entstehen im Bausektor (vgl. Cernicky et al. 2026), rund 54 % des weltweiten Abfallaufkommens stammen aus Bau- und Abbruchabfällen (vgl. UN-Habitat 2024). Es lohnt sich also, den Umweltschutz entlang der Wertschöpfungskette Bau zu verbessern.

Es besteht die Chance für schnelle Erfolge. Wie kann das gelingen? Der Vorschlag der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen ist einfach: Ersetzt die Effizienzberechnung, die aus der ehemaligen Wärmeschutzverordnung und dem jetzigen Gebäudeenergiegesetz (GEG) resultiert, zukünftig durch eine Prognose der Umweltwirkungen des Gesamtgebäudes. Wir brauchen sowohl eine Bilanz der grauen Energie als auch der Betriebsenergie – das Instrument „Ökobilanz“. Ein Gebäude sollte also vom ersten bis zum letzten Stein nachweisen, einen möglichst kleinen ökologischen Fußabdruck erzeugt zu haben.

Wir wollen zukünftig nicht mehr Umweltschäden bauen, sondern Umweltwerte. Und das schaffen wir mit der holistischen Ökobilanz. Der unschätzbare Vorteil einer solchen Lösung liegt auf der Hand. Die Effizienzfalle löst sich auf. Das Risiko „mehr Effizienz gleich mehr graue Energie“ wird aufgedeckt. Wer hinten eine Ökobilanzierung liefert, ist vorne nicht ausschließlich von Dämmstoffdicken abhängig. Nicht einmal die Effizienzklassen der KfW braucht es dann noch. Dieser Maßstab wird schlicht und ergreifend durch den Kennwert „Kilogramm Treibhausgas“ ersetzt.

Die Ökobilanz wäre auch ein Beitrag zur Entbürokratisierung, da Verfahren schlanker werden.: ein Doppelpunkt für den Schutz der Umwelt! Dänemark und Frankreich zeigen inzwischen, wie das Prinzip funktioniert: Dort wird ein Neubau nur noch genehmigt, wenn die Umweltbelastung pro Quadratmeter festgelegte Grenzwerte einhält. Übrigens: Gemäß Energy Performance of Buildings Directive (EPBD) müssen alle europäischen Mitgliedsstaaten bis Mai 2026 eine mit Dänemark oder Frankreich vergleichbare Rechtsgrundlage



Foto: Boris Leuthold, NNZ

Wärmeschutz frisst Baukultur. Die Ökobilanz wäre ein Beitrag zum Erhalt der Handwerkskunst. Die einseitige Bilanzierung der Betriebsenergie führt zum Verlust

schaffen, die ab 2028 schrittweise das Nullemissionshaus vorschreibt. Die EU liefert also einen hilfreichen Impuls.

Was braucht es darüber hinaus für die Umsetzung? Es wird ein kurzes und knappes Gebäuderessourcengesetz (GRG) benötigt, welches das GEG und dessen zahllose Fragmente der Wärmeschutzverordnungen ablöst. Die Umsetzung fällt in die Gesetzgebungskompetenz des Bundes, braucht jedoch Zustimmung aus den Ländern. Die planenden Berufe bieten Unterstützung bei der Meinungsbildung an, das Handwerk sicherlich auch.

Baukulturell wertvoll wäre es zudem, wenn zukünftig fertiggestellte Gebäude nicht nur einen kleinen ökologischen Fußabdruck hätten, sondern auch einen Gebäuderessourcenpass beziehungsweise ein Gebäudelögbuch. Dies würde zeigen, welch ergiebiger Materialspeicher ein Gebäude ist. Das Gebäude würde nach Ende seines Lebenszyklus zum Lieferanten von wiederverwertbaren und vor allem wiederverwendbaren Produkten. Wenig ginge dann noch verloren. Ressourcenschutz statt Umweltverbrauch wäre das Prinzip.

Rechtssystematisch wäre es konsequent, wenn der Gebäuderessourcenpass wie das Grundbuch behandelt würde. Eigenschaften des Grundstücks lassen sich dem Grundbuch entnehmen, Gebäudeeigenschaften dem Ressourcenpass. Übrigens ist die Europäische Union auf Seite der Branche. Zur Erinnerung: Die EU-Gebäude-richtlinie (EPBD) formuliert die genannten Anforderungen längst. Die Umsetzung in nationales Recht muss nun aktiv begleitet werden. Gute Vorschläge gibt es unter anderem von der Deutschen Gesellschaft für Nachhaltigkeit (DGNB).

These 2: Der Weg zu besserem Bauen führt über die Vereinfachung

Planen und Bauen muss einfacher werden dürfen. Der „Gebäudetyp E als Kampagne des Berufsstandes ist inzwischen sehr bekannt. Das Einfache Bauen wäre ein Schlüssel für den Ressourcenschutz und die Wirtschaft-

Abbildung 3

Der Gebäudetyp E kann das Bauen vereinfachen – die Vorteile: Freiheit, Schnelligkeit, Kosten



Quelle: blackspace GmbH

lichkeit. Derzeit ist es leider oft unzulässig, Reduktion wird oft mit Mangel gleichgesetzt. Einfaches Bauen muss erlaubt werden, lautet daher die Forderung des planenden Berufsstandes. Für den Neubau soll das Vertragsrecht zwischen Architektinnen und Architekten sowie Bauherrinnen und Bauherren so gestaltet werden, dass Abweichungen vom Standard im Einzelfall möglich sind, und dass ein mängelfreies Gebäude auch dann entstehen kann, wenn es beispielsweise weniger Steckdosen, weniger Schallschutz oder auch eine reduzierte Geschosshöhe gibt.

Durch eine Änderung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) kann dies möglich werden. Der Gesetzentwurf, der Ende 2025 vorgestellt wurde, soll den Weg zu einfachem Bauen freimachen.

In diesem Zusammenhang entsteht auch die Frage, warum ein Altbau bauordnungsrechtlich zu einem Neubau werden muss, sobald er grundlegend umgebaut wird. Zugespitzt formuliert gibt es den viel gelobten Umbau bauordnungsrechtlich nicht. Bestandsbauten werden bei grundlegenden Sanierungen derzeit oft wie ein Neubau beurteilt. Der Altbau kann aber nie dasselbe bieten wie der Neubau. Daher bleiben Slogans wie „Bestand ist Zukunft“ oder „Zweites Leben, erste Wahl“ derzeit nur Bekenntnisse. Eine Stärkung des Bauens braucht mehr Freiheit.

Daher wird parallel zum Gebäudetyp E für den Neubau seit langem gefordert, die Qualitäten des Altbaus im Genehmigungsverfahren trotz einer Generalsanierung so zu akzeptieren, wie sie sind. Nur hinzukommende Gebäudeteile wie Anbauten oder Aufstockungen sind nach heutigen Maßstäben zu genehmigen. Zur Verdeutlichung hilft folgendes Bild: Wenn Autofans ihren alten Pkw neu aufbauen, muss er danach auch keinen Airbag haben, um die Betriebserlaubnis wiederzuerlangen. Er bleibt Oldtimer.

Die Architektenkammern haben diesen Vorschlag unter dem Stichpunkt „Oldtimerregelung“ in die politische Debatte eingebracht. Auf Landesebene in NRW und in vielen anderen Bundesländern wird inzwischen über eine solche Regelung gesprochen, und einige Bundesländer haben die Umsetzung angestoßen. Besonders erfreulich ist, dass auch Nordrhein-Westfalen diese innovative Idee im Rahmen der nächsten Novelle der Landesbauordnung aufgreifen möchte.

Während der Gebäudetyp E den Neubau adressiert und diesen vereinfachen soll, versprechen wir uns durch die Oldtimerregelung eine Erleichterung des Bauens im Bestand. Die Branche braucht die Oldtimerregelung dringend, um den Gebäudebestand in Deutschland in die Zeit zu heben. Aber Achtung: Das Bauen im Bestand ist die Königsdisziplin. Wer mit Lösungen von der Stange kommt, wird zur Gefahr für die Baukultur.

These 3: Erfolgreiche Transformation führt über die Nutzung von künstlicher Intelligenz

KI entwickelt sich zum Megatrend. Es gibt vermutlich niemanden mehr, der nicht die Möglichkeiten, die die frei verfügbare KI inzwischen bietet, bereits genutzt hat. Aus dem „googeln“ wird das „prompten“. Mit offenen Fragestellungen direkte Antworten zu erhalten, ist beim semantischen Einsatz von KI inzwischen Standard. Aber wie profitiert das Planen und Bauen von KI? Inzwischen ist neben der bildgebenden Anwendung auch die Nutzung von KI bei der Erstellung von Konstruktionen und Detailzeichnungen möglich. Jeden Tag erreichen die Branche weitere Beispiele: Es ist nur noch ein kleiner Schritt, fantasievolle Renderings in Konstruktion zu übersetzen oder den vorbeugenden Brandschutz automatisiert ausarbeiten zu lassen. Die KI-basierte Planung der Barrierefreiheit oder die Grundrissoptimierung sind im Architekturbüro schon heute Standard.

Die Anwendung von KI-Agenten ist somit Wertschöpfung. Anforderungen an die baukulturelle Wertigkeit oder das ressourcensparende Bauen können durch die neuen Instrumente schneller und vor allem fehlerfrei erfüllt werden. Gerade die bildgebende KI bietet inzwischen faszinierende Möglichkeiten.

Aber auch die Stadtplanung, Grundlage aller Bautätigkeiten, kann durch KI-unterstützte Anwendungen schneller und umfassender werden. Auf Grundlage multikomplexer Daten werden Prognosen exakter und Planungsprozesse steuerbarer. Big Data unterstützt Stadtplanerinnen und -planer sowie Architektinnen und Architekten dabei, die arbeits- und funktionsteilige mitteleuropäische Stadt weiterzuentwickeln.

Die zahlreichen Risiken dieser Technik sind vielfältig beschrieben. Wir könnten Tage mit der Fragestellung füllen, was nötig wäre, um die Möglichkeiten neuronaler Netze oder der KI so „einzupferchen“, dass sie nicht außer Kontrolle geraten. Was braucht KI für die wertschöpfende Anwendung? Einen Support bei der Datenerhaltung und vor allem Datenordnung. Wir merken, dass die bildgebende KI den Trend zeigt, immer schlechter zu werden. Das liegt daran, dass sich die KI aus vergangenen Projekten und alten Bildern bedient. Sie tendiert dazu, Fehler zu vervielfältigen und damit schlechtere Darstellungen zu liefern. „Escher-Effekte“ entstehen, falsche Belichtungsseiten und Verwischungen an Stellen, die wichtige Details zeigen müssten. „Garbage in, garbage out“ nennen das die Fachleute.

KI ist also immer dann besonders leistungsfähig, wenn das Trainingsmaterial – der Feed –, aus dem die KI bedient, kuratiert, qualitätsunterstützt und vor allen Dingen auch eingegrenzt wird. Derzeit ist der Feed (das Internet) groß, verseucht und unstrukturiert – vergleichbar mit einer schlecht sortierten Wertstofftonne. Der Datenssee muss also geordnet werden. Hier haben große Architekturbüros im Moment einen Innovationsvorteil, weil in großen Einheiten sehr viel Feed entsteht, welcher genutzt und neu kombiniert werden kann. Kleinere Büros, die einen umfassenden Datenbestand nicht haben, schauen dem davoneifahrenden Zug hinterher.

Eine KI-Anwendung funktioniert somit nur auf Basis einer großen, geordneten und qualitätsgesicherten Datengrundlage. Dafür zu sorgen, ist eine treuhänderisch zu organisierende Aufgabe, an der die Architektenkammern arbeiten. Vorbild ist das Baukosteninformationszentrum (BKI), das vor 35 Jahren gegründet wurde, da insbesondere kleine Büros aufgrund mangelnder Daten zu wenig Sicherheit bei der Kostenplanung hatten. Durch Datenteilung und -vermehrung wurde es möglich, auch kleineren Büros durch Referenzprojekte Daten- und Kostensicherheit anzubieten. Das BKI ist inzwischen ein wichtiger Dienstleister im Planungs- und Baugeschäft. Genauso könnte die Datenbereitstellung für KI-Anwendungen funktionieren: „Wer etwas hineingibt, bekommt etwas heraus“. Das müsste die Devise sein.

Architekten und Architektinnen sind aufgerufen, sich mutig, innovativ und vor allen Dingen interessiert zu zeigen. Herausfordernd bleibt die Schnittstelle zum Handwerk – wie schon die Einführung von BIM zeigte. Digitalisierung ist nicht nur ein Phänomen der Planung, sondern muss sich auch auf der Baustelle durchsetzen.

Wer kümmert sich um die oben genannten Aufgaben?

Um für diese Thesen Lösungen zu entwickeln, müssen Zuständigkeiten definiert werden. Zentrale Akteure sind die berufsständischen Kammern der Architektinnen und Architekten sowie der Ingenieurinnen und Ingenieure in Zusammenarbeit mit den Handwerkskammern. Die Kooperation ist wichtig für den erfolgreichen Transformationsprozess, ebenso wie die Freiberuflichkeit. Eine Stütze für eine erfolgreiche Transformation ist die Einordnung des Berufsstands in das System der freien Berufe. Auf der einen Seite sind Architektinnen und Architekten sowie Ingenieurinnen und Ingenieure als Freiberufler dienend tätig.

Mancherorts wird vom Dienstleister gesprochen, wenn sie Sachwalter des Bauherrn sind. Auf der anderen Seite haben die verkammerten Freiberufler stets auch eine staatsstützende und damit entlastende Wirkung. Sie verantworten die Einhaltung von Regeln, Auflagen und Vorgaben. Alternativmodell wäre die Übernahme durch staatliche Stellen. Also nicht weil sie Dienstleister sind, sind Architekten und Architektinnen und Ingenieure und Ingenieurinnen Freiberufler, sondern weil sie Aufgaben erfüllen, die sonst öffentlich-rechtlich organisiert werden müssten. Von allen Seiten muss höchstes Interesse daran bestehen, diese Charakteristik des Berufsbildes zu wahren. Alle Alternativen bedeuten Bürokratiewachstum und neue behördliche Strukturen.

Baukultur braucht eine qualitätsvolle Planung und besonders eine fachlich fundierte Ausführung. Insofern ist die Kooperation und die gegenseitige Ergänzung für den Planungs- und Bauprozess von höchster Bedeutung. Grundlage bietet für das Handwerk „der Meistertitel“ und für die Architektenschaft „der Titelschutz“.

Im Vorstand der Architektenkammer wird ständig an Lösungen und der zukünftigen Ausrichtung des Berufsstands gearbeitet. Ziel ist es, wichtige Aufgaben als „Vorbehaltsaufgaben“ zu definieren. Das Hauptargument trägt: Vorbehaltlich zugeordnete Aufgaben genießen durch das Kammerwesen eine Qualitätsüberwachung und einen permanenten Verlässlichkeitscheck. Freiberuflerinnen und Freiberufler eint die Selbsteinschätzung des ethischen Anspruchs und vor allen Dingen der staatsentlastenden Eigenschaft.

Das ist - und das gilt es aus Brüssel zu berichten – nicht überall so: Die europäische Kommission hat schon vor Jahren unter der sogenannten „Binnenmarktoffensive“ Hemmnisse für einen diskriminierungsfreien Markt gesucht und auch gefunden. Dazu gehört auch der Titelschutz der Architektinnen und Architekten sowie der Ingenieurinnen und Ingenieure, den es in einigen Nationalstaaten der Europäischen Union nicht gibt.

Dieser Flickenteppich schwächt sehr. So musste die Architektenschaft in Finnland beobachten, dass der Titelschutz und das Bauvorlagerecht bis zur Unkenntlichkeit umgebaut wurden. Dort hatte die Genehmigungsbehörde nach der Einreichung eines Bauantrags vorübergehend bei Bedarf zu prüfen, ob der Antragstellende in der Lage ist, überhaupt Bauvorlagen zu erstellen. Das Ex-ante-Bauvorlagerecht wurde durch ein Ex-post-Behördenverfahren ersetzt. Nach einigen Jahren wurde dieser Weg korrigiert und der Titelschutz wieder eingeführt. Der finnische Laborversuch hat deutlich gemacht, dass selbstverwaltete Leistung besser ist als Laissez-faire.

Um Baukultur zu schaffen, muss täglich geliefert werden. Prophylaktisch gehören die Fortbildungspflicht und die Pflicht einer Berufshaftpflichtversicherung dazu. Es gehört aber auch die „Pflicht“ dazu, qualitativ, verfahrenssicher und vor allem verlässlich zu planen. Insofern sind Debatten über Baukultur, über die Wertschöpfung einer guten Planung und vor allem über den Verbraucherschutz von unschätzbbarer Bedeutung. Es ist wichtig, sich einzubringen und einzumischen. Dazu muss sich die gesamte Branche hörbar zu Wort melden. Die Wertschöpfungskette Bau muss aber sowohl durch Sachverstand glänzen und durch die gebauten Werke beweisen, dass Architektinnen und Architekten sowie Handwerkerinnen und Handwerker baukulturelle Werte schaffen.

Die Planungs- und Baubranche sorgt für eine gebaute Lebenswirklichkeit, die den Ansprüchen an eine humanistische und demokratisch verfasste Gesellschaft entspricht. Architektinnen und Architekten – in einer Allianz mit Handwerkerinnen und Handwerkern – haben es in der Hand, die Zukunft zu gestalten. Buckminster Fuller hat es auf den Punkt gebracht: „Die beste Möglichkeit, die Zukunft vorherzusagen, ist, sie zu gestalten.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Literatur

Cernicky, J.; Hild, J., 2026: CO₂-Grenzwerte im Bausektor. Herausgeber: Konrad-Adenauer-Stiftung. Berlin. Zugriff: <https://www.kas.de/documents/252038/33607021/CO2-Grenzwerte+im+Bausektor.pdf> [abgerufen am 11.02.2026].

UN-Habitat (Hrsg.), 2024: Construction Sustainable Infrastructure Towards a Circular Economy Waste Report. Zugriff: https://unhabitat.org/sites/default/files/2024/10/construction_waste.pdf [abgerufen am 11.02.2026].





Wir bauen Chancen – für den Stadtteil und das lokale Handwerk

von Silvia Harth

Die Montag Stiftung Urbane Räume, die zu den operativ tätigen Stiftungen der Montag Stiftungen gehört, entwickelt Immobilien gemeinwohlorientiert nach dem **Initialkapital-Prinzip**. Das Ziel: eine chancengerechte Stadtteilentwicklung und bessere Teilhabemöglichkeiten für die Menschen vor Ort. In unseren Projekten ist das Bauhandwerk ein wichtiger Partner. Exemplarisch zeigt unser Initialkapital-Projekt der Wuppertaler Wiesenwerke, wie gemeinwohlorientierte Immobilienentwicklung dem lokalen Handwerk Raum geben und es an der Gestaltung der Baumaßnahme beteiligen kann – mit großem Mehrwert für alle Beteiligten. Für das Bauhandwerk hat das Projekt Chancen der beruflichen Weiterbildung, Kontakte zur Nachbarschaft und Mitmietenden aus anderen Berufsfeldern sowie die Möglichkeit geschaffen, neue Mitarbeitende und Kundschaft zu gewinnen. Die Menschen im Stadtteil und das Projekt profitieren wiederum von der Nähe zum Handwerk vor Ort. Durch unseren kooperativen Beteiligungsprozess tragen die Stadtteilbewohnenden und die Handwerkerschaft maßgeblich zur funktionalen, nachhaltigen und architektonischen Raumgestaltung und damit zur Baukultur des Stadtteilprojekts bei.

Gemeinwohlorientierte Stadtteilentwicklung nach dem Initialkapital-Prinzip

Chancen sind in unserer Gesellschaft nicht gerecht verteilt. Viele Menschen können nicht oder nur eingeschränkt am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilhaben. Faktoren wie Geschlecht, Herkunft, Bildungsstand oder Wohnort beeinflussen – oft in Kombination – die Teilhabemöglichkeiten und damit die Chancengerechtigkeit. Hier setzt die Arbeit unserer Stiftung an. Unsere Mission lautet: „Chancen bauen, wo es zu wenige davon gibt“. Neben der Sanierung und dem ressourcenschonenden Umbau von Bestandsgebäuden sowie der Aufwertung von Freiflächen geht es in unseren Projekten vor allem darum, Möglichkeitsräume für Gemeinschaftsbildung zu schaffen. Orte, an denen Menschen zusammenkommen, voneinander lernen und ihre Zukunft eigenverantwortlich gestalten.

Um dieses Vorhaben im urbanen Raum realisieren zu können, haben wir das Initialkapital-Prinzip entwickelt, das wir seit 2014 an sieben Standorten auf Stadtteilebene umsetzen:

- **Nachbarschaft Samtweberei** in Krefeld
- **Bürgerpark FreiFeld** in Halle (Saale)
- **KoFabrik** in Bochum
- **HONSWERK** in Remscheid
- **ECKHAUS Rheydt** in Mönchengladbach
- **BOB CAMPUS** und **Wiesenwerke** in Wuppertal

Die Projekte zeigen, wie unterschiedlich die Rahmenbedingungen für das „Chancen bauen“ sein können. Zurzeit untersuchen wir vier weitere mögliche Projektstandorte.

Gemeinschaft, Chancen, Wirtschaftlichkeit – die Ziele unserer Projekte

Die Idee des Initialkapital-Prinzips für eine chancengerechte Stadtteilentwicklung ist, die Entwicklung einer Bestandsimmobilie durch die anfängliche Investition von Fremdmitteln und Eigenmitteln in Höhe von 40–50 % sowie gegebenenfalls öffentlichen Fördermitteln so zu gestalten, dass dauerhaft ein Überschuss für das Gemeinwohl entsteht. Wir verfolgen bei allen Projekten das Ziel, dass sich diese nach etwa fünf bis sechs Jahren Entwicklungszeit selbst tragen und organisieren. Die Investitionen fließen in diesem anfänglichen Zeitraum sowohl in bauliche Maßnahmen als auch in kooperative und partizipative Prozesse der Planung, Gemeinschaftsbildung und Selbstermächtigung. Beteiligung und Zusammenarbeit sind für uns nicht nur Beiwerk, sondern als Anlass sozialer Interaktion integrale Bestandteile unserer Projekte.

Die Projektorte sind Stadtteile, in denen Menschen mit schwierigen sozioökonomischen Rahmenbedingungen konfrontiert sind. Dort übernimmt die für das Projekt verantwortliche gemeinnützige Projektgesellschaft Grundstücke im Erbbaurecht. Die Erbbaurechtsgebenden (z. B. Kommunen, Wohnungsbaugesellschaften, private Eigentümerinnen und Eigentümer) bringen ihre Immobilien langfristig (i. d. R. zwischen 66 und 99 Jahre) in die gemeinwohlorientierten Projekte ein. Solange die Projekte gemeinnützig sind, verzichten die Gebenden auf die Erhebung eines Erbbauzinses und ermöglichen so eine wirtschaftliche Tragfähigkeit und damit eine verbesserte Gemeinwohrendite für die Menschen im Stadtteil.

Grundlage der Projekte sind oft leerstehende oder teilgenutzte und sanierungsbedürftige Bestandsimmobilien. Durch ihre Vermietung nach Sanierung und Umbau entstehen zum einen (überwiegend öffentlich geförderte) Wohnungen, Arbeitsplätze und öffentliche Orte. Zum anderen erwirtschaften alle Initialkapital-Projekte Einnahmen, die die Finanzierung, Verwaltung und Instandhaltung der Immobilie ermöglichen. Verbleibende Überschüsse kommen ausschließlich gemeinnützigen Aktivitäten und Maßnahmen vor Ort zugute. Zusätzlich stellen die Projekte einen Teil der Nutzflächen zu günstigen Konditionen oder kostenfrei der Nachbarschaft zur Aneignung und Nutzung zur Verfügung. Es entstehen Räume der Begegnung, des informellen Lernens, der Teilhabe und demokratischer Aushandlungsprozesse. Geld, Raum und Engagement bilden die Gemeinwohrendite.

Die gemeinnützige Projektgesellschaft vor Ort ist Bauherrin, Entwicklerin und Prozessgestalterin. Sie koordiniert beziehungsweise kuratiert Stadtteilprojekte, partizipatorische Prozesse sowie die Gemeinschaftsbildung. Schließlich vermietet sie die Immobilie langfristig gemeinwohlorientiert mit eigener Immobilienverwaltung. Zudem behält sie über den gesamten Entwicklungs-, Planungs-, Bau- und Betriebsprozess die Wirtschaftlichkeit im Blick.

Nachhaltiges Bauen im Bestand – in enger Zusammenarbeit dem Handwerk

Neben dem Aspekt der Wirtschaftlichkeit ist Nachhaltigkeit integraler Bestandteil unserer Projekte. Denn nachhaltiges Handeln und Gestalten sehen wir als Grundlage einer solidarischen Gemeinschaft – damit auch zukünftige Generationen gut leben können. Handwerksbetriebe leisten hierzu in unseren Projekten sowohl durch ihre bauliche Expertise als auch als Mietende, wie beispielsweise in den Wuppertaler Wiesenwerken, einen großen Beitrag.

Wir erhalten Bestandsgebäude und bauen diese mit den nötigsten Eingriffen und möglichst gemeinsam mit dem lokalen Handwerk weiter. Damit vermeiden wir eine weitere Flächenversiegelung und schonen Ressourcen. Durch die Wieder- und Weiterverwendung bestehender Bausubstanzen reduzieren wir „graue Energie“, also die für den kompletten Lebenszyklus einer Immobilie von der Rohstoffgewinnung über die Herstellung der Baumaterialien bis hin zu Transport, Lagerung und Entsorgung aufgewendete Energie. Dabei trägt das Bauhandwerk durch sein Fachwissen, den Einsatz von ökologischen Baustoffen, Kreislaufwirtschaft sowie einen energieeffizienten Baubetrieb und eine solide Bauweise wesentlich zur Nachhaltigkeit bei.



Foto: Jann Hoefler / Montag Stiftung Urbane Räume

Außenansicht des noch unsanierten Industriedenkmals Wiesenwerke von der Nordbahntrasse

Neben der „grauen Energie“ spielt auch die gemäß Bundesstiftung Baukultur sogenannte „goldene Energie“ eine zentrale Rolle in unseren Projekten. Diese umfasst den kulturellen, sozialen, atmosphärischen, emotionalen und gestalterischen Mehrwert der Bestandsentwicklung. Jeder Projektort hat seine eigene Geschichte, die mit den Biografien der Menschen verwoben ist, die dort gewohnt, gearbeitet, gelernt, gelebt und gewirkt haben. Bei unserer behutsamen Sanierung von Bestandsgebäuden erhalten wir historische Spuren und setzen sie in Szene, um die Geschichte unserer Projektorte sichtbar und erfahrbar zu machen, die Identifikation der Menschen mit dem Ort zu stärken und gleichzeitig zu einer kreativen Weiterentwicklung einzuladen. Hierzu trägt das Bauhandwerk mit seiner materialgerechten, konservatorischen und umsichtigen Arbeit wesentlich bei. Durch die bevorzugte Zusammenarbeit mit dem lokalen Handwerk fördern wir zudem regionale Wertschöpfung mit kurzen Wegen und unterstützen so auch die Mobilitätswende. Darüber hinaus steuern wir darauf hin, Mietende wie das Handwerk mit bezahlbaren Mieten im Stadtteil zu halten.

Teilhabe in einem agilen Entstehungsprozess am Beispiel der Wuppertaler Wiesenwerke

Im gesamten Entwicklungsprozess unserer Projekte bauen wir auf das Bestehende vor Ort und legen großen Wert auf die Teilhabe der Menschen aus dem Quartier. Neben der Nachbarschaft, derzeitigen und zukünftigen Mietenden sowie Nutzenden beziehen wir in der Planungs- und Bauphase insbesondere Fachexpertise des lokalen Bauhandwerks von Anfang an mit ein. Dies lässt sich am Beispiel unseres Initialkapital-Projekts Wiesenwerke in Wuppertal gut veranschaulichen.

Die Wiesenwerke liegen im Quartier Mirke in Wuppertal-Elberfeld, unmittelbar an der Nordbahntrasse. Mit der Entwicklung des Projekts haben wir auf dem 8.000 m² großen Gelände der ehemaligen Gummibandweberei Gold-Zack neue Räume für Arbeit, Kultur, Bewegung, Lernen und Begegnung geschaffen – durch Sanierung des Industriedenkmals der 1910er-Jahre sowie den Umbau der Außenanlagen im laufenden Betrieb. Auf einer

Mietfläche von insgesamt 6.500 m² gibt es heute eine vielfältige Nutzungsmischung. Dazu gehören unter anderem:

- ein Nachbarschaftsraum
- eine Gastronomie
- eine Boulderhalle
- ein Theater
- ein Museum zur Bandweberei
- ein Atelier
- eine gemeinnützige Denkschmiede für nachhaltige Transformation im Bergischen Städtedreieck
- gemeinnützige Projekte und Beratungsangebote für Kinder und Jugendliche
- verschiedene Büronutzungen und Bauhandwerksunternehmen (z. B. zwei Schreinereien, eine Schlosserei, eine Autowerkstatt und -lackiererei sowie ein Rohbauunternehmen)

So vereint der Projektort viele Bedarfe des täglichen Lebens der Menschen im Quartier.

Bestand und Bedarfe ermitteln, Menschen des Stadtteils beteiligen

Um die bestehenden Bedarfe des Quartiers zu analysieren, haben wir für das Projekt Wiesenwerke vor der Übernahme der Immobilie eine Quartiersstudie auf Stadtteilebene beauftragt. Die Studie zeigte den Bestand mit seiner räumlichen und sozialen Struktur sowie die immobilienwirtschaftliche Situation im Quartier auf und bildete eine erste Basis für unsere Arbeit. In die Studie flossen die Quartiersentwicklungsstrategie der Kommune sowie die Bedarfe und Ideen für Nutzungsszenarien aus dem Stadtteil aus unterschiedlichen Beteiligungsformaten mit ein. Es gab viele Gespräche mit Multiplikatorinnen und Multiplikatoren sowie Workshops und Stadtteilwerkstätten mit der Nachbarschaft, Mietenden (z. B. lokales Handwerk, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler) sowie Fachleuten aus der Stadtverwaltung und Politik (s. Foto zur ersten Stadtteilwerkstatt). Folgende Bedarfe konnten wir ermitteln:

- Öffnung des eingezäunten ehemaligen Betriebsgeländes und des Gebäudes für die Quartiersnachbarschaft als Ort der Begegnung und des Lernens
- ein Fuß- und Radweg zwischen Quartier und Nordbahntrasse, einer ehemaligen Eisenbahnstrecke
- ein vielfältig nutzbarer Platz für die Quartiersnachbarschaft
- ein dicht begrünter Erholungsraum an der Nordbahntrasse
- Gewerbenutzungen mit den Schwerpunkten Handwerk und urbane Produktion
- Räume für Kultur und Sport
- dauerhaft faire und bezahlbare Mieten

Mit Blick auf die Gebäudenutzung zeigte sich der klare Wunsch nach Erhalt bestehender Kultur- und Sportangebote, der Gastronomie und des ansässigen Bauhandwerks sowie nach weiteren Angeboten aus den Bereichen Handwerk, Kultur und Sport. Die vielfältige gewerbliche Nutzungsmischung ermöglicht ein Quartier der kurzen Wege, schafft Synergien, stärkt die Wirtschaft vor Ort und bietet vielfältige Räume, um Menschen zusammenzubringen.

Um darüber hinaus Bedarfe und Nutzungsmöglichkeiten hinsichtlich der Außenanlagen zu klären, luden wir in Kooperation mit pädagogischen Fachkräften und Landschaftsplanenden zu einem offenen Mitmachfest ein. Uns unterstützte ein ansässiger Schreiner mit flexibel einsetzbaren Ausstellungswänden aus Holz, auf denen wir die Ideen und Anregungen der Teilnehmenden einsammeln konnten. Darauf aufbauend führten wir eine erneute Stadtteilwerkstatt mit Mietenden, Menschen aus dem Stadtteil, Vertreterinnen und Vertretern aus Stadtverwaltung und Politik sowie weiteren Planungsbeteiligten durch (s. Foto zur zweiten Stadtteilwerkstatt). Gemeinsam entwickelten wir konkrete Ideen für Nutzungen und deren Verortung auf dem Gelände.

Im Rahmen einer technisch-wirtschaftlichen Machbarkeitsstudie haben wir zudem prüfen lassen, was baulich und planungsrechtlich möglich ist, und die Baukostenschätzungen verschiedener Umbauszenarien eingeholt. Die Ergebnisse aus Quartiers- und Machbarkeitsstudie überführten wir in eine projektspezifische Gemeinwohlstrategie, die die zentrale Grundlage unserer Projektentwicklung nach dem Initialkapital-Prinzip bildet. Sie formuliert Projektziele und präzise Maßnahmen zu deren Erreichung sowie räumliche Konzepte für konkrete Nutzungen.

Mit Beginn der Baumaßnahme öffneten wir die Baustelle für die Nachbarschaft und führten dort Mitmach-Aktionen durch. Gemeinsam mit den Menschen vor Ort haben wir Hochbeete, Tische und Bänke für die



Erste Stadtteilwerkstatt in den Wiesenwerken im Jahr 2021: Mieterschaft mit ansässigem Schreiner erläutert den Teilnehmenden die möglichen Nutzungen der Gebäude

Foto: Wolf Sonderrmann / Montag Stiftung Urbane Räume



Die zweite Stadtteilwerkstatt im Rahmen des Projekts Wiesenwerke im Jahr 2023 widmete sich der Außenraumnutzung

Foto: Wolf Sonderrmann / Montag Stiftung Urbane Räume

Außenanlagen gebaut. Ebenfalls haben wir gemeinsame Pflanzaktionen unter Anleitung eines Experten und unter Mitwirkung des beauftragten Garten- und Landschaftsbaubetriebs sowie der Landschaftsplanenden initiiert. Für Interessierte bieten wir zudem regelmäßig Führungen über die Baustelle an, um über den Baufortschritt zu informieren. Seit dem Planungsauftritt informieren wir diesbezüglich regelmäßig auch die lokale und allgemeine Öffentlichkeit. So beziehen wir von Beginn an die Menschen vor Ort mit ein und tragen dazu bei, dass das Projektareal während der Bauphase nicht durch Lärm, Staub und Bauverkehr zu einem unwirtlichen und von seinem Umfeld abgegrenzten Ort wird.



Foto: Wolf Sondermann / Montag Stiftung Urbane Räume

Bauaktion in den Außenanlagen der Wiesenwerke mit Kindern und Jugendlichen

Mietende einbeziehen und vernetzen

Einen besonderen Fokus der Beteiligung legen wir in unseren Projekten zudem auf die Mieterschaft, besonders, wenn die Immobilien bei Übertragung teilvermietet sind. Wir setzen von Beginn an auf offene Kommunikation gegenüber den Mietenden und achten darauf, alle mitzunehmen.

In den Wiesenwerken haben wir die Mieterschaft bereits im Vorfeld des Baubeginns im Rahmen von Veranstaltungen und über andere Kanäle über unsere Ziele, bauliche Maßnahmen sowie Einschränkungen durch Bauarbeiten informiert – und setzen dies in der noch laufenden Bauphase fort. Sind Mietende stärker von bestimmten Umbaumaßnahmen betroffen, suchen wir im Vorfeld das persönliche Gespräch und stimmen je nach Erfordernis entlastende Maßnahmen ab. Dies hilft uns, die Handwerksarbeiten im und um das Gebäude reibungsloser durchführen zu können. Dank unseres Projektbüros vor Ort stehen wir in direktem Kontakt mit der Mieterschaft. Den Mietenden stehen konstante Ansprechpersonen zur Verfügung und wir haben die Möglichkeit, Informationen über die Immobilie und die Mieterschaft zu erhalten, die in unsere Baumaßnahme einfließen können.

Ein Beispiel für den produktiven Dialog: Innerhalb der Mieterschaft der Wiesenwerke gab es regelmäßig Konflikte, wenn im Rahmen von Veranstaltungen Parkplätze anderer Mietparteien belegt oder Verladeflächen der Gastronomie und des Handwerks blockiert wurden. Dem entgegen stand, dass unsere Beteiligungsformate einen erhöhten Bedarf an Grundstücksflächen für das Quartier ergeben hatten. Um Lösungen zu finden, führten wir Workshops mit den Nutzenden durch. Schließlich entwickelten wir gemeinsam ein Konzept flexibler Parkraumnutzung für wechselnde Bedarfe – mit gestaffelten Nutzungszeiten.

Viele Mietende der Wiesenwerke sind bereits in Schlüsselfeldern wie Kultur, Sport, Bildung und Handwerk engagiert. Diese besondere Nutzungsmischung schafft Anknüpfungspunkte zur Vernetzung der Mietenden sowie der Nachbarschaft und hat das Potential für vielfältige Synergieeffekte. Einige Beispiele: Die Industriekultur machen wir durch Veranstaltungen mit dem ansässigen Museum für Bandweberei erlebbar. So laden wir gemeinsam zum



Foto: Montag Stiftung Urbane Räume

Workshop mit Mietenden wie dem Handwerk zur Organisation des Parkraums auf dem Grundstück der Wiesenwerke

Tag der Industriekultur und zum Tag des offenen Denkmals ein oder das Museum zeigt Sonderausstellungen und arbeitet mit Kindern im Projektraum der Wiesenwerke. Die Boulderhalle bietet Kurse für Schulklassen und – durch uns finanziert – unentgeltlich für die Alte Feuerwache Wuppertal an, die seit über 30 Jahren mit Kindern und Jugendlichen arbeitet. Eine weitere Mieterin, die seit fast 20 Jahren in der Jugend- und Sozialarbeit tätig ist und das „Fanprojekt Wuppertal“ trägt, bietet vor Ort einen Treffpunkt an, wo sie Veranstaltungen und Mitmach-Aktionen für Kinder und Jugendliche sowie die Nachbarschaft durchführt. Ein besonderes Miteinander ist darüber hinaus beim Umbau des im Projekt beheimateten Theaters entstanden. Hier haben vor Ort niedergelassene Handwerksunternehmen das Theater-Kollektiv bei den Innenausbaumaßnahmen unterstützt, zum Teil sogar ehrenamtlich (s. Foto Innenausbau des Theater-Kollektivs). Die Planung der Baumaßnahme haben wir gemeinsam mit dem Theater in Workshops erarbeitet. Durch eine kostensparende Planung und Eigenleistungen des Theaters einschließlich des ehrenamtlichen Engagements des Handwerks ist die Miete für das gemeinnützige Theater-Kollektiv bezahlbar und das Theater identifiziert sich besonders mit den neu organisierten und optimierten Räumlichkeiten.



Foto: David Meister / TalTonTheater.

Innenausbau des Theater-Kollektivs in Eigenleistung – Unterstützung des ansässigen Schreiners beim Aufbau der von ihm gefertigten Bühne

Auf Kooperationen setzen – mit Kommunen, Hochschulen sowie Unternehmen und Weiterbildungsträgern des Bauhandwerks

Neben einem engen Austausch und der Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort und den Mietenden bauen unsere Projekte auf Kooperationen. Politik und Verwaltung der Kommunen sind für uns unverzichtbare Projektpartnerinnen, sowohl in Form von Gremien, die die Bürgerschaft vertreten, als auch als kompetente technische Umsetzerinnen. In vielen unserer Projekte ist die jeweilige Stadt Erbbaurechtsgeberin. Sie stellt in Abstimmung mit uns die Anträge auf Städtebauförderung, um definierte Projektbausteine zu finanzieren. Dabei leitet die Kommune Fördermittel in der Regel an uns als Letztempfängerin weiter. Die kommunale Verwaltung bringt in die Projekte außerdem Kompetenzen zu Themen wie Stadtentwicklung, Bau- und Vergaberecht, Denkmalschutz sowie Mobilitätskonzepte ein und stellt kontinuierlich eine Ansprechperson zur Verfügung. Gemeinsame Ziele sowie konkrete inhaltliche und finanzielle Beiträge halten die Parteien vorab in einer gemeinsamen schriftlichen Absichtserklärung fest.

Darüber hinaus spielen Kooperationen mit Unternehmen und Weiterbildungsträgern des Bauhandwerks eine zentrale Rolle für uns. In allen unseren Projekten nach dem Initialkapital-Prinzip erfahren wir immer wieder von lokalen Baubetrieben, wie schwer die Nachwuchssituation im Handwerk ist. Wir nehmen das zum Anlass, um unser Kernanliegen – mehr Teilhabechancen im Stadtteil – mit dem Aspekt beruflicher Qualifizierung im Handwerk zu verbinden. So können echte Win-win-Situationen entstehen – für die Projekte, die Teilnehmenden der Maßnahmen, die Qualifizierungsträger und für das Bauhandwerk vor Ort. In den Wiesenwerken sowie in unserem anderen Wuppertaler Initialkapital-Projekt, dem BOB CAMPUS, gab es beispielsweise speziell zum Thema Qualifizierung im Handwerk zwei sehr wichtige Kooperationspartner – das Wuppertaler Jobcenter sowie die Gesellschaft für berufliche Aus- und Weiterbildung mbH Wuppertal (GBA). Im Rahmen der Qualifizierung erwerben Menschen fachliche, praktische und fachsprachliche Kompetenzen für ihren beruflichen Werdegang. Wir haben uns in beiden Projekten gemäß unserer Mission für diese Qualifizierungsmaßnahmen stark gemacht, um den Teilnehmenden dieser Maßnahmen bessere Teilhabemöglichkeiten am wirtschaftlichen und

gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. In den Wiesenwerken haben etwa 15 Frauen und Männer verschiedenen Alters und unterschiedlicher Herkunft über eineinhalb Jahre in Vollzeit an der Qualifizierungsmaßnahme teilgenommen. Voraussetzung für eine solche Kooperation ist, dass Bauherrin oder Bauherr ausschließlich gemeinnützige Zwecke verfolgt. Wir haben darüber hinaus das Material, die Baustelle als Praxisfeld, einen Aufenthaltsort und Sanitärräume zur Verfügung gestellt. Die Qualifizierungsträgerin GBA finanzierte über Fördermittel zur beruflichen Integration die Anleitung und Teilnahme ihrer Klientinnen und Klienten. Dies und die gemeinsamen Ziele hielten wir vor Beginn der Maßnahme in einer schriftlichen Vereinbarung fest.

Im Rahmen der Kooperation mit der GBA haben wir einige sehr wertvolle Erfahrungen sammeln können. Wir haben gelernt, dass sich der zeitliche Umfang der in diesem Rahmen geplanten Bauarbeiten kaum einschätzen ließ, denn die Anzahl der Mitarbeitenden änderte sich regelmäßig und ihre Vorkenntnisse und Fertigkeiten waren sehr unterschiedlich. Der sehr erfahrene Anleiter der GBA brachte es gleich zu Beginn der Kooperation auf den Punkt: „Mit Zeitdruck geht hier gar nichts.“ Mit Geduld und großer sozialer Kompetenz motivierte und befähigte er seine Leute in den Wiesenwerken sowie am BOB CAMPUS, alte Holztüren und Fenster zu restaurieren, Mauerwerks- und Trockenbauwände zu errichten, mineralische Innendämmung anzubringen oder Wände zu streichen. In unserer alltäglichen Zusammenarbeit ging es viel um die Planung und Koordination von Aufgaben, um die Qualität der handwerklichen Tätigkeit, um den Austausch von Fachwissen zu verschiedenen Baumaterialien und um ein soziales Miteinander – beispielsweise in gemeinsamen Mittagspausen.

Als weitere Erfahrung haben wir aus der Kooperation mitgenommen, dass es sinnvoll ist, den Teilnehmenden der Qualifizierungsmaßnahme mehrere unterschiedliche Aufgaben parallel und mit großzügigen Fristen für die Umsetzung anzubieten, damit sie je nach Vorkenntnissen und Fertigkeiten Leistungen erbringen können. Weiterhin empfiehlt es sich, die Art der baulichen Tätigkeiten so früh wie möglich vor Beginn der Maßnahme mit der Qualifizierungsträgerin oder dem Qualifizierungsträger zu klären. Es hat sich gezeigt, dass wir mehr Personalkapazitäten für die Koordination sowie für die Bestellung von Werkzeugen und Baumaterialien zur Verfügung stellen mussten. Nicht zuletzt durch die praktische Umsetzung des Gelernten konnten wir in den Projekten eine echte Win-win-Situation schaffen: Die Klientinnen und Klienten der GBA hatten die Chance, sich während des Bauprozesses praktisch und theoretisch zu qualifizieren und leisteten gleichzeitig mit ihrer Bautätigkeit einen wichtigen Beitrag zum Gelingen der Projekte. Darüber hinaus trugen die Maßnahmen durch erfolgreiche Wiedereingliederungen von Menschen in den ersten Arbeitsmarkt dazu bei, dem lokalen Fachkräftemangel im Bauhandwerk entgegenzuwirken.



Foto: Simon Veith / Montag Stiftung Urbane Räume

Klienten der GBA Wuppertal errichten Innenwände im Projekt BOB CAMPUS



Foto: Simon Veith / Montag Stiftung Urbane Räume

Bauarbeiten im Rahmen des Projekts HONSWERK in Remscheid. In Kooperation mit dem lokalen Dachdeckerhandwerk lernten Studierende Bitumenbahnen zu verlegen und Wände zu verschiefern

Kooperationen mit dem lokalen Handwerk kennzeichnen jedoch nicht nur unsere Wuppertaler Projekte, sondern spielen in unterschiedlicher Form an allen unseren Projektstandorten eine Rolle, zum Beispiel beim Bau eines übergangsweise genutzten Gemeinschaftspavillons im Projekt HONSWERK in Remscheid, wo wir eine Kooperation mit Hochschulen eingegangen sind. Im Rahmen eines Studienprojekts entwarfen, planten und bauten Studierende der Technischen Hochschule Köln und des Social Impact Studios der Peter Behrens School of Arts Düsseldorf einen rund 50 m² großen offenen Pavillon in Holzbauweise. Ein örtlicher Dachdeckerbetrieb brachte den Studierenden das Verschiefern bei. Die Projektgesellschaft finanzierte das Material, welches zu einem Teil aus wiederverwendeten Baustoffen von Baustellen aus der Region stammte. Auch für diese Kooperationen brauchte es Vereinbarungen über Zuständigkeiten sowie ein gemeinsames Ziel.

Über die Zusammenarbeit beim Bau des Pavillons im Remscheider Projekt HONSWERK konnte die dortige Projektgesellschaft das Thema Gemeinwohlorientierung sowohl in die Ausbildung angehender Architektinnen und Architekten als auch in das Handwerksunternehmen einbringen. Nachdem der Pavillon fertiggestellt war und weiterhin Interesse an der Beteiligung an Gemeinwohlprojekten bestand, wirkten die Studierenden gemeinsam mit den Handwerkerinnen und Handwerkern an einem Mitmach-Festival auf dem Honsberg mit. Dort vermittelten Fachleute aus dem Handwerk sowie Studierende und Kunstschaffende Kindern und Jugendlichen praktische Techniken. Das lokale Handwerk hat die Erfahrung gemacht, dass es so das Interesse junger Menschen an handwerklichen Tätigkeiten wecken und als vor Ort ansässiges Unternehmen auf sich aufmerksam machen konnte. Die Projektgesellschaft hat einmal mehr festgestellt, dass durch gemeinsame Veranstaltungen dieser Art, bei denen sich alle Beteiligten Zeit nehmen, ein Mehrwert für alle entstehen kann.

Bauherrin, Planende, Mietende und Handwerk gestalten die Baumaßnahme

Bevor es ans Planen und Bauen geht, suchen wir für unsere Projekte geeignete Partnerinnen und Partner. Als private Gesellschaften sind unsere Projektgesellschaften bei der Vergabe von Aufträgen nur an Vorgaben gebunden, wenn es um die Finanzierung von Maßnahmen mit öffentlicher Förderung geht – beispielsweise Städtebau- oder Wohnraumförderung. Dann müssen wir uns an das jeweilige Förderprogramm und das öffentliche Vergaberecht halten. Davon abgesehen haben wir jedoch Freiheiten bei der Auswahl von Planenden sowie von Bau- und Dienstleistungsunternehmen.

Bei der freien Vergabe von Bauaufträgen zählt grundsätzlich das sogenannte „wirtschaftlichste Angebot“. Dabei steht nach Erfüllung der Eignungskriterien das beste Preis-Leistungs-Verhältnis im Vordergrund. Wir legen also neben dem Preis großen Wert auf Qualität und Erfahrung. Ferner bevorzugen wir im Sinne regionaler Wirtschaftsförderung Unternehmen aus dem lokalen Umfeld. Im Projekt Wiesenwerke haben wir die vor Ort ansässigen Handwerksunternehmen stets um Beteiligung am Vergabeverfahren gebeten und – sofern für uns finanzierbar – beauftragt. Der Abschluss der Vergabeverfahren mündet in möglichst kurze und einfach verständliche Verträge, deren Bestandteil sowohl organisatorische Vorgaben als auch Zielformulierungen und Mediationsklauseln sind, um möglichst konfliktarm, agil und innovativ mit den Projektbeteiligten zusammenzuarbeiten. Zu unseren organisatorischen Vorgaben zählen auch Besprechungsroutinen, die wir je nach Projektkonstellation und -größe unterschiedlich gestalten. Als Bauherrin nehmen wir in der Regel an den Planungs- und Baubesprechungen teil, um im steten Austausch zu bleiben, steuernd eingreifen und Informationen aus den Besprechungen an Mietende weitergeben zu können.



Foto: Montag Stiftung Urbane Räume

Circular Office der Mieterin Neue Effizienz auf Basis der zehn R-Strategien mit den wiederverwendeten Systemtrennwänden der Projektgesellschaft

In den Wiesenwerken war es uns wichtig, die Kompetenzen der Handwerksbetriebe früh in Planungen einzubeziehen, um für die Bauaufgaben die fachgerechteste und dauerhafteste Lösung umzusetzen. So haben beispielsweise die an der Planung des Industriedenkmals beteiligten Architektinnen und Architekten, Denkmalpfleger, Statiker und Bauphysiker ihre Anforderungen an die zu ertüchtigende oder zu erneuernde Mansardverglasung formuliert und aufaddiert. Im Ergebnis schien die Umsetzung der vielen Anforderungen zunächst unmöglich. Erst zusammen mit dem mit der Bauaufgabe befassten, sehr erfahrenen Handwerker haben wir eine technische Lösung gefunden. Durch seine Gestaltungskompetenz ermöglichte er die Umsetzung des gewünschten architektonischen Ausdrucks in einem prägenden Teil des Gebäudes – ein wertvoller Beitrag zur Baukultur. Erst die Bündelung der unterschiedlichen Fachkompetenzen aller Beteiligten aus Planung und Handwerk hat zu dem gewünschten Ergebnis geführt. Eine Erfahrung, die wir in unseren Projekten immer wieder machen.

Durch die frühe Kommunikation unseres Ziels der Wiederverwertung von Baumaterialien gegenüber den an Planung und Bau Beteiligten konnten wir beim Umbau der Wiesenwerke neben gebrauchten Systemtrennwänden auch Innentüren sowie Ziegel- und Pflastersteine aus der Region wieder einsetzen. Dank der Hinweise unserer Planenden sowie eines lokal gut vernetzten Garten- und Landschaftsbaubetriebs war es uns möglich, das Material von Abbruchprojekten aus der Region unentgeltlich zu sichern. Den Transport führten wir selbst oder entgeltlich über ein Transportunternehmen durch. Die Planenden, Bauhandwerksunternehmen sowie Mieterinnen und Mieter, mit denen wir gemeinsam die einzelnen Mieteinheiten planten, setzten sich intensiv mit dem Material auseinander und integrierten es kreativ in die Planung und den Bauablauf. Eine Mieterin hat schließlich ihre Büroräume auf Basis der zehn R-Strategien, eines Rahmenwerks der Kreislaufwirtschaft zur Ressourcenschonung und Abfallvermeidung, eingerichtet (s. Foto zum Circular Office). Dank der frühen und direkten Kommunikation, kurzer Entscheidungswege und der Agilität der Beteiligten haben die einzelnen Schritte gut ineinandergegriffen.

Gemeinsam Chancen bauen – Mehrwert und Lernfeld

Unser Projektbeispiel der Wiesenwerke zeigt, dass Vernetzung und Zusammenwirken vieler unterschiedlicher Menschen und Gewerke zu einem wertvollen Erfahrungs- und Wissensaustausch führen können, mit großem Mehrwert für das Projekt und die Beteiligten. Dem Bauhandwerk bieten unsere Projekte die Möglichkeit, als Vertrags- oder Kooperationspartner Mitgestaltende zu sein. Als Mietende können Bauhandwerksunternehmen aufgrund der Lage und Vernetzung unserer Projekte im Stadtteil von einer größeren Aufmerksamkeit potenzieller Kundschaft und neuer Mitarbeitender profitieren. Arbeitswege können sich verkürzen. Und sie haben die Möglichkeit, im Rahmen unserer Projekte mit neuen Aufgaben in Kontakt zu kommen. Dem Bauhandwerk bietet sich zudem die Chance, aus den Qualifizierungsmaßnahmen Personal zu gewinnen. Die Qualifizierung am Bau verstehen wir als wertvollen Gemeinwohlaufruf für den Stadtteil. Überdies ermöglicht uns die konstruktive und verlässliche Zusammenarbeit mit dem lokalen Bauhandwerk eine hohe Bauqualität im Sinne einer nachhaltigen Bauweise.

Von guter Bauqualität, Nachhaltigkeit, einem vielfältigen Nutzungsangebot und einer starken regionalen Wirtschaft profitieren schließlich die Menschen im Stadtteil. Doch warum ist es so wichtig, das lokale Handwerk zu halten und zu stärken? Handwerk im Quartier trägt maßgeblich zu einer Stadt der kurzen Wege bei, das heißt, die Menschen erreichen Dienstleistungen und Produkte des täglichen Bedarfs bequem zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Je besser die Grundversorgung am Wohnort, desto unabhängiger sind die Menschen vom Auto – mit positiven Folgen für das Verkehrsaufkommen vor Ort und die Umwelt. Zudem schonen regionale Produktion und Reparatur Ressourcen und reduzieren den CO₂-Verbrauch. Darüber hinaus schaffen Handwerksbetriebe Ausbildungs- und Arbeitsplätze. Insbesondere Jugendliche erhalten dadurch eine bessere berufliche Perspektive vor Ort, was die soziale Stabilität eines Stadtteils stärkt. Aber auch für die soziale Bindung im Quartier und die Identifikation mit dem eigenen Wohnort spielt lokales Handwerk eine wichtige Rolle. Handwerkerinnen und Handwerker sind oft persönlich bekannt, schaffen Vertrauen und fördern die Nachbarschaft. Das lokale

Handwerk belebt Erdgeschosszonen, macht Stadtviertel lebendig und durchmischt. Ein möglichst heterogenes lokales Handwerk trägt darüber hinaus zur Resilienz eines Stadtteils bei, da es in Krisenzeiten unabhängiger macht, wenn Lieferkettenstörungen oder Energiekrisen externe Zulieferungen stark verzögern oder verteuern. Wir betrachten Handwerk im Quartier als einen zentralen Baustein für lebenswerte, krisenfeste sowie nachhaltige Stadtteile und denken es daher auch im Rahmen unserer Projekte stets mit. Durch den Erhalt des Handwerks im Quartier Mirke setzen wir zudem die kommunale Entwicklungsstrategie der 1980er-Jahre fort und entsprechen damit einem zentralen Anliegen der Stadt Wuppertal, die die Immobilie vor der Übergabe an uns unter anderem aus diesem Grund in ihren Bestand übernommen hatte.

Wir nutzen unsere bisher gesammelten Erfahrungen, um zu lernen, unsere Arbeit weiterzuentwickeln und zugleich ein Lernfeld für andere zu schaffen. Unsere Projekte nach dem Initialkapital-Prinzip verstehen wir als Demokratie-Labore auf Stadtteilebene, mit einem breiten Spektrum an Teilhabemöglichkeiten in allen Projektphasen. Wir dokumentieren systematisch unsere Erfahrungen und unser Wissen aus dem Zusammenwirken von institutionellen und nicht-institutionellen Akteurinnen und Akteuren sowie aus der Anwendung unterschiedlicher partizipativer Methoden. Dieses Wissen bereiten wir mit wissenschaftlicher Unterstützung auf und geben es weiter, um innovative und zukunftsfähige Lösungsansätze fortzuschreiben – damit mehr Menschen Orte der Demokratie und des Gemeinwohls erschaffen können.

So haben wir beispielsweise die Web-Plattform [Gemeinwohl bauen praktisch](#) aufgebaut. Auf dieser stellen wir die Arbeitsgrundlagen aus mehr als zehn Jahren Projektentwicklung nach dem Initialkapital-Prinzip kostenfrei zur Verfügung und machen so entwickelte und erprobte Methoden, Arbeitsmittel und Mustervorlagen für jede und jeden nutzbar.





Handwerk und Baukultur in der nachhaltigen Stadtentwicklung

von Carsten Benke

Der Begriff Baukultur umfasst weit mehr als die Erhaltung historischer Gebäude oder gestalterische Vorgaben für neue Architektur. Baukultur im Sinne der Beiträge dieses Bandes sowie den Definitionen der Bundesstiftung Baukultur und der Kulturministerkonferenz folgend „umfasst die Summe menschlicher Tätigkeiten, welche die gebaute Umwelt verändern“ (vgl. Kulturministerkonferenz 2018: 17). Der Statusbericht „Baukultur in Deutschland“ formulierte dies bereits 2001 so: „Unter Baukultur sind sowohl konstruktive Details als auch großräumige Umgestaltungen und Entwicklungen zu verstehen, die traditionelles lokales Wissen und Können des Bauens ebenso umfassen wie innovative Techniken“ (Kähler 2001: 11).

Handwerkerinnen und Handwerker sorgen dafür, Baukultur in der Praxis umzusetzen – von der Verwendung regionaler Materialien bis hin zu komplexen Sanierungsprojekten. Die qualifizierten Fähigkeiten des Handwerks sind in diesem Kontext unverzichtbar, um Baukultur lebendig zu halten und die notwendige Transformation des gebauten Raums zu begleiten. Gerade für eine funktionierende sowie gestalterisch anspruchsvolle Umsetzung des klimagerechten Umbaus ist das Handwerk unverzichtbar. Diese Zusammenhänge werden in der Fachöffentlichkeit schon heute deutlich hervorgehoben.

Wenn Baukultur als Bau- und Planungskultur interpretiert wird, beinhaltet der Begriff auch die gesellschaftlichen Prozesse des Planens, Bauens und Nutzens. Im Errichtungsgesetz zur Bundesstiftung Baukultur wird dezidiert ausgeführt, dass „das Bewusstsein für gutes Planen, Bauen und Baukultur“ (§ 2 Gesetz zur Errichtung einer „Bundesstiftung Baukultur“) zu stärken ist. Entsprechend der Definition in den baukulturellen Leitlinien des Bundes umfasst Baukultur „Tätigkeiten in den Bereichen Architektur, Ingenieurwesen, Innenraumgestaltung, Stadt-, Regional- und Raumplanung, Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung ebenso wie im Handwerk, im Design und der Kunst“ (BMWSB 2024: 8). Die nachhaltige, resiliente und klimagerechte Umgestaltung der gebauten Umwelt erfordert demnach vielfältige Kompetenzen, die über Einzelmaßnahmen hinausgehen. Qualitätvolle Baukultur kann nur entstehen, wenn alle an Planung und Bau beteiligten Akteure aktiv zusammenwirken und Verantwortung für ihre gebaute Umwelt und deren Pflege übernehmen.

Für das Handwerk ergeben sich bei der weit gefassten Definition einer Bau- und Planungskultur weitere Anknüpfungspunkte über Aktivitäten in den Bereichen der Erhaltung und Sanierung von Altbauten, der Denkmalpflege und des qualitätvollen Neubaus hinaus. Diese umfassende Definition betreffe auch Fragen des Städtebaus sowie der Stadt- und Regionalentwicklung, zum Beispiel die Qualifizierung von Neubaugebieten, die Revitalisierung von Innenstädten, die Entwicklung nutzungsgemischter Quartiere der kurzen Wege und den nachhaltigen Umbau suburbaner Siedlungen. Baukultur und qualitatvoller Städtebau sind zentrale Anliegen und Kompetenzfelder des Handwerks (vgl. Berten/Siegele 2023: 18).

In all diesen Bereichen beteiligt sich das Handwerk schon jetzt als ausführender Akteur im Rahmen von Baumaßnahmen. Das Handwerk ist jedoch auch als Nutzer von Bauten sowie durch seine Standorte in urbanen und ländlichen Räumen auf baukulturell wertvolle Planungsprozesse angewiesen: Nur so wird ein Umfeld geschaffen, in dem Betriebe sich nachhaltig entwickeln können, Fachkräfte gewonnen werden und eine dauerhafte Nachfrage nach hochwertigen Dienstleistungen entsteht. Auf Bau- und Planungskultur zu beharren, ist deshalb nicht rückwärtsgewandt. Ohne Handwerk aus dem Bauhaupt- und Ausbaugewerbe sowie vielen anderen Bereichen wird es keine lebenswerten und nachhaltigen Städte und Siedlungen geben. Und nur in lebendigen Quartieren wird dauerhaft investiert und handwerkliche Leistungen nachgefragt. Kurzum: Nur dort ist langfristig Baukultur zu sichern.

Diese potenziell vielfältigen Überschneidungsbereiche von Handwerk, Baukultur und Stadtentwicklung wurden bislang noch nicht vertiefend untersucht. Im Folgenden wird der Versuch unternommen, einige zentrale Punkte schlaglichtartig herauszuarbeiten.

Stadtentwicklung, Baukultur und Handwerk

Die städtebauliche beziehungsweise stadtentwicklungspolitische Dimension der Baukultur bildet nicht lediglich eine beliebige Beigabe in einer möglichst weit gefassten Aufzählung optionaler Anwendungsfälle des Fachbegriffs. Die mehrfache Erwähnung der Baukultur im Baugesetzbuch verdeutlicht vielmehr die konkrete rechtliche Relevanz dieses Aspekts im Bereich der Stadtentwicklung und Stadtplanung: Baukulturelle Belange sind gemäß § 1 Abs. 6 Nr. 5 BauGB ausdrücklich bei der Erstellung von Bauleitplänen zu berücksichtigen. Diese Verpflichtung besteht bereits seit 2004 (vgl. Krautzberger 2014).

Auch das zentrale europäische Dokument zur Stadtentwicklungspolitik, die „Neue Leipzig-Charta“ aus dem Jahr 2020, erwähnt den Begriff Baukultur explizit: „Es gilt, eine hochwertige Stadtplanung und einen guten Städtebau zu stärken, die zum Wohlergehen aller beitragen. So können kompakte, sozial und wirtschaftlich gemischte Städte mit gut ausgebauten Infrastrukturen und einem gesunden Stadtklima entstehen, die den Menschen die Möglichkeit zur Identifikation bieten. Dafür ist ein ganzheitliches Verständnis von qualitativ hochwertiger Baukultur als Grundlage von integrierten Planungs- und Gestaltungsprozessen notwendig“ (BBSR 2020: 10 f.) Baukultur wird hier als zentrale Grundlage für qualitätvolle Stadtentwicklungsplanung definiert.

Die baukulturellen Leitlinien des Bundes von 2024 formulieren ebenfalls die stadtentwicklungspolitische Dimension der Baukultur und benennen die Rolle des Handwerks dabei mehrfach ausdrücklich. In diesem Zusammenhang wird insbesondere die Bedeutung des Handwerks bei der Aktivierung und Bewahrung regionaler Eigenarten und Strukturen hervorgehoben: „Bauen in ländlichen Räumen sowie auch in Städten soll eingebettet werden in die besonderen naturräumlichen Strukturen vor Ort unter Berücksichtigung lokaler handwerklicher Traditionen und unter Verwendung regionaler Ressourcen. Dadurch entstehen bedarfsorientierte, flexible und ästhetische Wohn-, Arbeits-, Kultur- und Bildungsräume sowie Freiräume. Die Förderung des Wissens über das baukulturelle Erbe in Stadt und Land generiert ökonomischen Mehrwert für die Gesellschaft, bspw. für den Tourismus, kulturelle Einrichtungen und die lokale Wirtschaft“ (BMWSB 2024: 23).

Spannungsverhältnis von Beschleunigung und Planungskultur

Dem Handwerk ist naturgemäß an schnellen Planungs- und Genehmigungsverfahren gelegen. Insbesondere die Betriebe des Bau- und Ausbauhandwerks sind auf eine möglichst kontinuierliche Auftragsvergabe privater, gewerblicher und öffentlicher Bauherren für Hoch- und Tiefbau sowie für Sanierungen von Bestandsbauten angewiesen. Teils sind Handwerksunternehmen auf dem eigenen Betriebsstandort in Gewerbe- und Mischgebieten auch selbst Auftraggeber für Hallen, Werkstattgebäude und andere technische Anlagen.

Lange Planungs- und Genehmigungsprozesse sowie Verzögerung vor und während einer Baumaßnahme können erhebliche negative wirtschaftliche Folgen haben. Übermäßige Baubürokratie, Auflagen und überzogene Normen können durch Kostensteigerungen auch das volkswirtschaftliche Bauvolumen beeinträchtigen. Vor diesem Hintergrund setzt sich das Handwerk seit Jahren massiv für Beschleunigungen, Entschlackungen und Kostenreduzierungen auf unterschiedlichen Ebenen des Bauprozesses ein.

Doch auch wenn Schnelligkeit wichtig ist: Qualität und Planungskultur bleiben weiterhin notwendig, gerade für das Handwerk. Dabei müssen Planungskultur und Beschleunigung keine Gegensätze sein. Lange Planungs- und Genehmigungsprozesse implizieren nicht automatisch Qualität, da nur ein Bruchteil des Aufwands der oft jahrelangen Verfahren in reale Beteiligung, Information, Aushandlung und Optimierung investiert wird.



Negative Erfahrungen mit dem bestehenden Planungssystem beziehungsweise der realen Umsetzungspraxis haben zu Gegenreaktionen geführt. Indem aufwändige Planungsprozesse umgangen werden, soll angesichts der bestehenden Wohnungsnot Wohnbauland beschleunigt mobilisiert werden. Der im Herbst 2025 in Kraft getretene „Bau-Turbo“ ist aus Sicht des Handwerks differenziert zu bewerten: Der neue § 246e BauGB wird die Wohnbaulandbereitstellung fraglos beschleunigen, indem ohne aufwändiges Verfahren von bestehenden bauplanungsrechtlichen Vorgaben abgewichen werden kann. Davon wird das Bauhandwerk profitieren. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass sich durch die immensen Möglichkeiten der kurzfristigen Bodenpreissteigerung auf bisherigem Nichtwohnbauland eine Dynamik der Verdrängung niederrentierlicher Nutzungen entfaltet, die gerade das Handwerk betreffen könnte: Gewerbeflächen und Streulagen, die für eine gemischte und nachhaltige Stadt unverzichtbar sind, geraten in den Fokus der schnellen Umnutzung. Bisherige bauplanerische Schutzmechanismen werden außer Kraft gesetzt, ohne dass zwingend konzeptionelle Verfahren und Beteiligungen vorgelagert sein müssen. Das kann den Handwerksbetrieb um die Ecke treffen, wie Tischlereien im Hinterhof und den Stuckateur- und Steinmetzwerkstätten auf einer alten innerstädtischen Industriebrache – wichtige Akteure der Baukultur. Die Beschleunigung könnte bei unsachgemäßer Umsetzung auch die baukulturellen Qualitäten von Stadtquartieren beeinträchtigen.

In der neuen Flexibilität liegen jedoch auch neue Gestaltungsmöglichkeiten. Zentrale planerische Bausteine wie die Betroffenenbeteiligung und die Orientierung an perspektivischen Stadtentwicklungsplanungen sind bislang aber nicht zwingend vorgesehen. Viel Verantwortung liegt jetzt bei den Kommunen. Sie müssen in kurzer Zeit abzuwägen, ob das Vorhaben „mit ihren Vorstellungen von der städtebaulichen Entwicklung und Ordnung vereinbar ist“ (§ 36a Abs 1, auf den § 246e BauGB verweist) und gegebenenfalls weitere vertragliche Anforderungen an den Bauherrn formulieren, um unterschiedliche Interessen in Einklang zu bringen.

Lassen sich mit der einfachen Dispensvorschrift des § 246e BauGB wirklich komplexe baukulturell wertvolle Quartiere entwickeln, die neue Anforderungen an Klimagerechtigkeit sowie ein engeres Zusammenspiel unterschiedlicher Nutzungen erfüllen und dabei die Bedürfnisse und Kompetenzen unterschiedlicher Akteure einbeziehen? Auch die des Handwerks? Das kann zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschätzt werden. Um Planungskultur und Geschwindigkeit in Einklang zu bringen und unterschiedliche baukulturell bedeutsame Akteure effizient und effektiv in schlanken Verfahren einzubeziehen, ist ein weiterer, einschneidender Reformschritt des Bauplanungsrechts notwendig, der alle städtischen Nutzungen einbezieht. Ein solches Instrumentarium ist für die Entwicklung baukulturell wertvoller Quartiere der Zukunft notwendig.

Die Rolle des Handwerks im Stadtquartier

Heute ist das Handwerk vor allem über seine gewerkespezifischen Techniken, Handlungsrouinen und Expertisen ein wichtiger Akteur der Baukultur im Stadtquartier. Ursprünglich war das Handwerk jedoch in stärkerer Weise ein direkter Akteur der Stadtentwicklung und hat die Quartiere umfassender geformt: Nicht nur als bauausführende Unternehmen in den einschlägigen Gewerken, sondern auch als Entwerfer von Bauwerken und Bauherr. Handwerk prägte nicht nur die Stadt des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Selbst die frühen Stadtviertel des Industriezeitalters bis 1900 sind in einem hohen Maße Handwerksquartiere. Ein bedeutender Teil der Wohn- und Gewerbebauten wurde noch von Handwerksmeistern entworfen. Handwerkliche und akademisch-architektonische Ausbildung trennte sich erst sukzessive im Laufe des 19. Jahrhunderts. Selbst nach Etablierung der akademischen Architektenausbildung blieben Bauhandwerker – oft nach Fortbildung über Baugewerkeschulen – weiterhin entwerfend tätig. Zwar meist nicht mehr für Sonderbauten, Schulen, Theater, Rathäuser oder Warenhäuser, aber längere Zeit noch für Wohn- und Wirtschaftsbauten. Bis heute prägen diese die Quartiere in hoher Qualität, auch wenn ihre Entwurfsverfasser meist unbekannt sind. Die enge Verwobenheit zwischen handwerklicher Ausbildung (Maurer, Steinmetz) und der sich an den neuen Technischen Hochschulen formierenden akademischen Ausbildung löste sich zusehends. Ab 1900 wurden Handwerksmeister zumindest in großen Städten immer mehr von der Entwurfspraxis verdrängt. Die Ambitionen verschiedener Reformbewegungen wie des Werkbundes und des Bauhauses zu einer stärkeren Integration von Handwerk in die Architektenausbildung hatten keine dauerhafte Wirkung.



Foto: Carsten Benke

Historisches Beispiel für die Integration eines Wohn- und Werkstattgebäudes in die Gartenstadt Frohnau, 1912–13:
Landhaus und Werkstatt des Glasermeisters Prippenow, entworfen durch den Architekten und Steinmetz Paul Poser

Meister vieler Gewerke waren zudem sowohl in der „alten Stadt“ als auch in der industriellen Stadt bis weit in die zweite Nachkriegszeit Bauherrn in den Innenstädten. Sie errichteten Wohnhäuser als Wertanlagen und schufen dazu vielfach auch eigene gewerbliche Flächen. Zu diesem Zeitpunkt war die Struktur des „ganzen Hauses“ als Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der Meisterfamilien mit Lehrlingen und Gesellen schon lange Vergangenheit, eigene Werkstätten in „Zinshäusern“ gab es in den inneren Städten allerdings noch häufig. Auch in eigenen Villen und Landhäusern in den neuen Vororten wurden Werkstätten integriert – in vielfach hoher gestalterischer Qualität.

Auch aus der Asche des Zweiten Weltkrieges wuchsen als erstes die damals so genannten „BMW-Bauten“ hoch: Die ersten Gebäude der Bäcker, Metzger und der (nicht handwerklichen) Wirte, die diese Bauten für das Wiederaufleben ihres Geschäftes benötigten und dafür auch in der Aufbauzeit Kapital generieren konnten. Diese Strukturen der kleinteiligen Stadtproduktion mit mittelständischen Akteuren verschwanden sukzessive. Heute gibt es sie jenseits kleinstädtischer Kulissen fast nicht mehr. Die Kleinteiligkeit der Parzelleneinteilung, die auch andere sozialökonomische und vor allem finanzierungstechnische Rahmenbedingungen reflektierte, ist in Groß- und Mittelstädten häufig verloren gegangen. Sie war einstmals durch die damit verbundene enge Beziehung zwischen Investor, Entwerfer, Bauherr und Nutzer eine Gewähr für ortsspezifische Baukultur.

Zu diskutieren wäre, wie zukünftig wieder verstärkt kleinteiliges Eigentum und kleinteiliger Mietwohnungs- und Gewerbebau ermöglicht werden könnte. Dadurch ließe sich auch mittelständisches Kapital für wichtige Bauprojekte mobilisieren und wieder eine enge Bindung von Bauherrn und realisierter Bauqualität vor Ort herstellen.

Neue Quartiere und Baukultur

In den 2020er-Jahren werden angesichts des dramatischen Wohnungsdefizits wieder ausgedehnte Baugebiete am Rande der Städte geplant, deren Gestaltung eine große baukulturelle Aufgabe darstellt. Schlecht angebundene, monofunktionale und gesichtslose Schlafstädte dürfen nicht entstehen. Zukünftig müssen wieder multifunktionale Stadtbausteine konzipiert werden. Die Nutzungsmischung sollte dabei über die bloße Zuordnung eines Minimums der Nahversorgung und sozialer Infrastruktur hinausgehen. Aufgabe der Baukultur ist es auch, wieder verstärkt städtebauliche Kleinteiligkeit mit funktionaler Mischung in gestalterischer Qualität umzusetzen. Große Neubaubereiche sollten als durchmischte, baukulturell anspruchsvolle Stadtbausteine für

Wohnen und Arbeiten entstehen. „Auch kleinteilige Eigentumsbildung und kleinteiliger Mietwohnungsbau sind zu ermöglichen, um auch mittelständisches Kapital für langfristige Anlagen vor Ort zu mobilisieren“ (Berten/Siegele 2023: 18).

Fraglos stellt dies unter den aktuellen ökonomischen Umsetzungsstrukturen – meist private Großinvestoren oder öffentliche Wohnungsbaugesellschaften – eine Herausforderung dar. Um nachhaltige Strukturen zu erreichen, muss jedoch auch das Handwerk in diesen neuen Stadtquartieren seinen Platz finden. Interessante Ansätze zur Integration neuer Handwerkerhöfe in Neubauquartieren sind bereits geplant, wie das Stadtentwicklungsgebiet Oberbillwerder in Hamburg-Bergedorf.

Auch der Herstellungsprozess der Bauwerke differenziert und modernisiert sich. Dabei werden gerade bei größeren Projekten serielle und industrielle Techniken im Rahmen der Vorfertigung und bei der Umsetzung auf der Baustelle fraglos an Bedeutung gewinnen. Serielles, modulares und systemisches Bauen (SMSB) darf und muss aber keinen Verlust an Baukultur bedeuten. Auch mittelständische Betriebe, gerade des handwerklichen Holzbaus, nehmen bereits an dieser Entwicklung teil. Das Handwerk bringt sich intensiv in Debatten über die Umsetzung dieser Bauweise ein, unter anderem über den Runden Tisch bei der Bundesstiftung Bauakademie.

Heutiges SMSB kann angesichts verfeinerter Techniken auch baukulturelle Anforderungen erfüllen – unabhängig davon, ob es von industriellen oder handwerklichen Unternehmen umgesetzt wird. Somit müssen sich nicht die negativen Erfahrungen des industriellen Bauens der Vergangenheit wiederholen. Wenn sich das SMSB jedoch auf einem solchen Entwicklungsstand befindet, ist lediglich Gleichberechtigung mit anderen Bauweisen notwendig. Sonderregelungen im Bereich des Bauordnungs- oder Bauplanungsrechts für SMSB, die ein anderes Stadtbild erzeugen würden, wären dann nicht notwendig beziehungsweise abzulehnen. Falls Prinzipien der Serienfertigung auf den Städtebau übertragen würden, befände man sich erneut auf einem falschen Weg. SMSB kann Bauproduktion effizienter gestalten und wird – je nach Baumethode – Auswirkungen auf die Gestaltung haben. Es darf sie aber nicht einem industriellen Bauprinzip unterwerfen, weder klein- noch großräumig. Es gibt unterschiedliche erste Erfahrungen mit neuen SMSB-Projekten, auch baukulturell sehr gelungene Ensembles.

Verdichtung der Innenstadt und Baukultur

Die Hauptaufgabe der Zukunft liegt mittelfristig im Umbau und in der Verdichtung des Bestands. Verdichtung sollte die Lebensqualität der Bürgerschaft sowie die funktionsfähigen wirtschaftlichen Strukturen in den Städten im Sinne der Baukultur und der Nachhaltigkeit verbessern. In diesem Zusammenhang wird von „dreifacher Innenentwicklung“ gesprochen, wenn neben baulicher und funktionaler Verdichtung auch Aspekte der nachhaltigen Mobilität sowie einer Ergänzung und Qualifizierung der grün-blauen Infrastrukturen erfolgen (vgl. UBA 2023: 5 ff.). Das bedeutet, dass sowohl Neubaugebiete als auch nachverdichtete Bereiche nicht nur im quantitativen Sinne für Wohnungsnutzung geplant werden können. Es sollten lebenswerte Räume entstehen, in denen die Menschen ihre alltäglichen Bedürfnisse in den Bereichen öffentliche Infrastruktur, Dienstleistungen, Einzelhandel und Handwerk decken können. Für die Umsetzung und Erhaltung solcher Stadtstrukturen werden Handwerksunternehmen der unterschiedlichsten Gewerke gebraucht.

Die Städtebautheorie der Moderne sah einen zentralen Lösungsansatz zur Bewältigung urbaner Konflikte in der Trennung der Funktionen. Obgleich die Forderung schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufkam, wird insbesondere die Charta von Athen (1930) als zentrales Dokument dieses Leitbildes genannt. Das ist verständlich, ist doch die Trennung der Funktionen ein zentraler Punkt der Charta. Mit Blick auf den von Le Corbusier gestalteten Text fällt jedoch auf, dass das kleinteilige Handwerk in den Wohngebieten vom Diktum der Funktionstrennung ausgenommen war und als genuiner Bestandteil städtischer Kultur und Wirtschaft gesehen wurde. Nur die „große Industrie“ sollte separiert werden. Diese Differenzierung wurde jedoch später zumeist nicht beachtet: Die reale Trennung und die Praxis der Stadtsanierung unterschieden nicht zwischen Industrie und Handwerk.

Nicht nur der Bombenkrieg, auch die Planungen der autogerechten Stadt zerstörten Handwerksstandorte in den Altstädten und kaiserzeitlichen Vierteln Deutschlands in gewaltigem Umfang. Das anfängliche Ziel des Wiederaufbaus, die baulichen und hygienischen Missstände gezielt zu beseitigen, verschob sich bald zu Flächenanierungen, bei denen gemischte Wohn- und Handwerksviertel mit dem Verweis auf vermeintliche Funktionsschwächen neuen Verwaltungs-, Büro-, Geschäfts- oder Verkehrsbauten weichen mussten. Der Verweis auf lärmende Werkstätten in den Höfen der alten Innenstadt war ein gern gewähltes Motiv bei der Propagierung der Abrisse.

Die Stadt der kurzen Wege: Handwerk im Dienst der Mobilität und Versorgung

Die Verdrängung des Handwerks setzte sich jedoch auch nach dem sukzessiven Leitbildwandel seit Ende der 1970er-Jahre fort. Bau- und immissionsschutzrechtliche Regelungen sowie Preis- und Akteursstrukturen forcieren die Trennung de facto bis in die Gegenwart, obwohl die „Stadt der kurzen Wege“ heute als Leitbild nachhaltiger Stadtplanung fungiert: Durch bessere Zuordnung von Wohnen, Arbeiten, Konsum und Erholung soll der Verkehr reduziert werden.

Die Forderung nach mehr Nutzungsmischung und der „Stadt der kurzen Wege“ wird aktuell sowohl in der „Neuen Leipzig-Charta“ als auch in der „Innenstadtstrategie“ des Beirats Innenstadt hervorgehoben. Auch die baukulturellen Leitlinien von 2024 empfehlen Kommunen und privaten Wohnungsunternehmen explizit „monofunktionale Wohngebiete mit verträglichen Nutzungen aus den Bereichen Dienstleistung, Handel und Handwerk zu ergänzen, um die Nutzungsvielfalt zu erhöhen und Quartiere widerstandsfähiger zu gestalten und ihre klimagerechte Transformation zu unterstützen“ (BMWSB 2024: 48). Ziel ist es, sorgfältig gestaltete, kompakte und wirtschaftliche Siedlungsräume als Orte für Wohnen, Arbeiten und Freizeit mit hoher funktionaler Dichte und Mischung sowie freiräumlichen Qualitäten zu entwickeln (vgl. BMWSB: 51). Das Handwerk gehört als Dienstleister und Produzent mit starkem lokalem Bezug traditionell zu einem wichtigen Element der urbanen Wirtschaft. Auch als Ausbilder sowie Anbieter von Waren und Dienstleistungen übernimmt es im Quartier eine wichtige Rolle (vgl. Schmidt/Söfker-Rieniets 2019: 58). Nur eine nutzungsgemischte Stadt der kurzen Wege ist auch eine nachhaltige Stadt – funktional wie gestalterisch. In Zukunft wird durch die Energiewende, die Verkehrswende, den demografischen Wandel, die weitere Technisierung der Gebäude sowie aufgrund des Ziels der Klimaneutralität die Notwendigkeit zur Integration gewerblicher Nutzungen in innerstädtische Quartiere noch zunehmen.

Mittlerweile wächst das Bewusstsein, dass die Entmischung auch die Resilienz der Städte beeinträchtigt. (vgl. Benke 2022) Das „Memorandum Urbane Resilienz“ betont dabei die Rolle von Gewerbe und Handwerk, die „für das tägliche Funktionieren, den nachhaltigen Umbau der Städte und die zeitnahe Reaktion auf unerwartete Problemlagen unverzichtbar sind“ (BMI 2021: 12). Das Memorandum sieht das Handwerk und die regionale Produktion als „wichtige Bausteine für eine resiliente Struktur in Krisenzeiten“ (BMI 2021: 9).

Bislang bleibt die Umsetzung dieses Leitbilds der nutzungsgemischten Stadt noch ein Wunschbild. Real läuft die Verdrängung von Handwerk und Kleingewerbe weiter. Handlungsrouinen, um der Verdrängung entgegenzuwirken und Neuansiedlungen zu organisieren, sind noch unzureichend entwickelt.

Neue Formen der Mischung

Die Organisation eines verträglichen und gestalterisch anspruchsvollen Miteinanders von Arbeit und Wohnen ist eine wichtige Zukunftsaufgabe der Baukultur. Die technische Entwicklung, insbesondere die Digitalisierung und Automatisierung, eröffnet neue Chancen zur Integration „urbaner Produktionen“ aus Handwerk und kleinteiliger Industrie. Gänzlich verschwinden Belastungen aber nicht (vgl. Benke 2021: 102). Deshalb muss sorgfältig entschieden werden, welche Nutzungen an welcher Stelle in einem Quartier gemischt werden können. Wichtig ist es, realistische Formen der Körnigkeit für gewerbliche Funktionen in den innerstädtischen

Quartieren zu finden, die sowohl eine vorausschauende planerische Konfliktbewältigung als auch baukulturelle Qualität sichern: Nicht jedes Gewerk ist in Geschäftslokalen und in Innenhöfen mit angemessenem Aufwand zu integrieren. Manche Handwerksbranchen sind eher auf separaten Grundstücken, in Handwerkerhöfen und kleinen Gewerbegebieten zwischen Wohnquartieren oder am Rande der Innenstädte anzusiedeln. In jedem Fall ist die großräumige Trennung von Wohnen und (handwerklichem) Arbeiten zu überwinden.

Neue Umbaukultur und Handwerk

Im Zuge der Bauwende und angesichts der Ziele der Klimaneutralität und des Ressourcenschutzes richtet sich der Fokus des Bauens verstärkt auf den Umbau bestehender Gebäude. Potenziell kann dieser Ansatz dem Erhalt kultureller Werte zugutekommen. Beim Umbau stellen sich aber auch baukulturelle Herausforderungen, insbesondere, wenn er mit Verdichtung verbunden ist, wie beispielsweise beim Ausbau von Dachgeschossen, Aufstockungen oder andere Anbauten in einem historischen Areal.

Die Bundesstiftung Baukultur betont diese enge Verbindung von Umbaukultur und Baukultur: „In diesem Paradigmenwechsel liegen Chancen für Klima und Ressourcenschutz, für ein neues Verständnis von Gestaltung und für Bauwerke, die auch für kommende Generationen noch wertvoll sind“ (Bundesstiftung Baukultur 2023: 112). Sie bezeichnet Umbau zudem als „eine verdrängte Kulturtechnik“. „In vorindustrieller Zeit wurde in erster Linie um- und weitergebaut. Häuser wurden gepflegt, repariert und zu gegebener Zeit den veränderten klimatischen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen angepasst. Abzureißen und von Grund auf neu zu bauen, verbot sich allein aus ökonomischen Gründen: Baustoffe waren knapp und teuer, Arbeitskräfte jedoch relativ preiswert. Zum Neubau kam es deshalb meist nur, wenn ein Brand oder ein Krieg Quartiere zerstört hatten. Ansonsten galt: Was bereits vorhanden ist, muss nicht erst beschafft, bearbeitet und verbaut werden“ (Bundesstiftung Baukultur 2023: 16).

In einer verstärkten Umbaukultur können Chancen für das Handwerk liegen (vgl. Benke/Becker 2023: 42). Handwerker kennen die lokalen Bautraditionen und Materialien und können sich an kleinteilige, spezialisierte Bauaufgaben anpassen. Umfrageergebnisse der Baukulturstiftung zeigen, dass das Handwerk den nachhaltigen Umbau des Bestands als zentrale Zukunftsaufgabe sieht. Hier erwarten die Betriebe, noch stärker in Gestaltungsprozesse einbezogen zu werden als bei großen Neubauvorhaben (vgl. Bundesstiftung Baukultur 2023: 33). Zurzeit hindern vielfach noch Normen die Wiederverwendung alter Bauteile und erschweren den Umbau von Bestandsbauten durch überhöhte Anforderungen auf Neubaustandard.

Erhalt oder Wiederaufbau

Regelmäßig kommt es in deutschen Innenstädten zu heftigen Diskussionen über den Wiederaufbau von Gebäuden, die durch den Zweiten Weltkrieg zerstört wurden oder die durch die folgenden Wiederaufbau- und Stadtumbauprozesse verloren gegangen sind. Diese Diskussionen sind nicht neu, sondern wiederholen sich in Wellen seit Jahrzehnten, jeweils mit unterschiedlichen Vorzeichen. Erinnerungen an alte Baustrukturen, Fassaden und städtebauliche Situationen haben sich erhalten oder werden nachgeborenen Generationen wieder bewusst. Diese Rückbesinnungen führen meist nicht zum Wunsch nach historisierendem Wiederaufbau, sofern nach einer Zerstörung neue baukulturelle wertvolle Strukturen an die Stelle der historischen Situation getreten sind. Erscheinen die Ergebnisse des Wiederaufbaus aber auch nach Jahrzehnten einem wesentlichen Teil der Stadtgesellschaft nicht als überzeugend, kommt es gerade in Innenstädten zu Wiederaufbaudiskussionen. Vielfach ist dies mit Emotionen und politischen Bedeutungszuweisungen verbunden – ob berechtigt oder nicht.

Dies gewinnt aktuell an Brisanz, da im Zuge der Verkehrswende Rückbauten breiter innerstädtischer Straßenschneisen möglich erscheinen oder Abrisse nicht mehr erhaltbarer Gebäudegroßstrukturen der 1950er- bis

Umstrittene Wiederaufbauprojekte: Im Hintergrund Humboldtforum/Berliner Schloss, rechts die 2001 im Rahmen einer Lehrbaustelle eine aufgemauerte Ecke der früheren Bauakademie, deren Rekonstruktion noch diskutiert wird



Foto: Carsten Benke 2025

1970er-Jahre anstehen. Hier gibt es – gerade aus der frühen Phase des Wiederaufbaus – baukulturell sehr wertvolle Bauten, aber auch viele Objekte, die aufgrund fehlender gestalterischer Qualität und Maßstäblichkeit nur begrenzte baukulturelle Bedeutung haben. Häufig wird der Bezug auf historische bauliche Strukturen von der Gegenseite vorschnell mit politischer Rückwärtsgewandtheit gleichgesetzt. Andererseits wird dem Wunsch nach Erhalt von Nachkriegsstrukturen oft mit emotionalen Argumenten und der pauschalen Verneinung spezifischer Qualitäten entgegengetreten. Bei der Diskussion über Erhaltung, Wiederaufbau alter Strukturen, Weiterbauen, Ressourcenerhaltung oder einem kompletten Neubau werden die Fronten schnell unübersichtlich: Traditionalisten, die einen Fachwerkbau wiedererrichten wollen, sind bereit, dafür eine Straßenschneise zurückzubauen; Umweltbewegte klammern sich an einen Bau der 1970er-Jahre, der einstmals unter ganz anderen Rahmenbedingungen entstanden ist.

Wichtig wäre eine ganzheitliche baukulturelle Bewertung: Die Zerstörung einer funktionierenden Nachkriegsstruktur ist anders zu bewerten als die Rekonstruktion eines historischen Grundrisses anstelle von Stadtbrachen. Eine „disneyartige“ Pseudokopie mit Beton und erfundenen Formen wäre anders zu beurteilen als eine Wiedererrichtung mit historischen Baumaterialien und handwerklichen Techniken. Beispielsweise unterscheiden sich die Rekonstruktionen des Braunschweiger Schlosses und des Berliner Schlosses im Hinblick auf bauliche Ausführung und Nutzung fundamental. Auch die Ergebnisse einzelner Rekonstruktionen in Potsdam, Frankfurt und Dresden sind jeweils differenziert zu bewerten. In solche Diskussionen könnte sich das Handwerk mit seinem fachlichen Hintergrund stärker einbringen.

Nachhaltiger Umbau suburbaner Siedlungen

Die Frage der zukünftigen „Urbanisierung von Suburbia“ wird zunehmend zum Gegenstand des stadtentwicklungs- sowie wohnungspolitischen Fachdiskurses.

Eine modische pauschale Ablehnung des Einfamilienhauses ist angesichts des großen Anteils am Wohnungsbestand und der Permanenz des damit verbundenen gesellschaftlichen Idealbildes wenig zielführend. „Nicht das Einfamilienhaus an sich ist problematisch, sondern die Siedlungsentwicklung“ (Aring/Faller/Schnur 2025: 3). Ziel wäre es, Stadtquartiere zu entwickeln, die mit höherer Dichte den Rahmen für bezahlbare, kompakte Einfamilienhäuser schaffen und mit Einfamilienhausgebieten auf der grünen Wiese konkurrieren können (vgl. Aring/Faller/Schnur 2025: 4).

Fraglos hat das Modell des auf fossilen Brennstoffen basierenden, verkehrlich schlecht erschlossenen und nicht in einen stadtreionalen Zusammenhang integrierten Einfamilienhauses ausgedient. Heutige suburbane Siedlungen sind in der Regel noch geprägt von Einzelhäusern und einer einseitigen Nutzungsstruktur. Das lang verfolgte Modell des weitgehend reinen Wohngebietes in Verbindung mit dem Pendeln zum Arbeitsplatz und dem Einkaufen mit dem Auto widerspricht heutigen Leitbildern nachhaltiger Stadtentwicklung. Zudem sind diese Gebiete selten von hoher baukultureller Qualität. Jedoch sollten Pauschalisierungen vermieden werden: Einfamilienhausgebiete aus der Phase vor dem Ersten Weltkrieg sowie teils auch vor dem Zweiten Weltkrieg, zeigen häufig höhere Qualitäten, die Anregungen zur städtebaulichen Weiterentwicklung von öffentlichen Räumen und Nutzungsmischung liefern können (vgl. Benke 2024: 313).

Im Kern geht es zukünftig um verträgliche Verdichtung, um eine größere Vielfalt der Wohnangebote, Versorgung und Arbeitsplätze sowie um die Schaffung öffentlicher Räume und besserer Mobilitätsmöglichkeiten jenseits des privaten Pkw. Diese Transformation hat eine erhebliche baukulturelle Dimension. Ziel wäre es, suburbane Räume in multifunktionale, verdichtete Quartiere zu verwandeln, die Wohnen, Arbeiten und Freizeit integrieren, aber gleichzeitig „gartenstädtische“ Qualitäten erhalten.

Auf diese Herausforderungen muss sich das Handwerk einstellen, denn vielfach handelt es sich um sehr kleinteilige Maßnahmen, für die die städtebauliche Planung nur einen Rahmen geben kann. Teils könnte zukünftig sogar wohnverträgliches Handwerk stärker integriert werden. Schon heute finden sich in – eher einfachen – Einfamilienhausgebieten durchaus auch Standorte von Handwerkern auf ihrem eigenen Grundstück. Moczala und Sieverts sehen in Hinblick auf Suburbia eine Chance für das Handwerk, da das Prinzip der Kreislaufwirtschaft wieder regelmäßige örtliche Funktionsprüfungen, Reparaturen und gegebenenfalls An- oder Umbauten erfordern. „Das alles sind typische Aufgaben eines wohnortnahen Handwerks“ (Moczala/Sieverts 2022: 3). Dieses wohnortnahe Handwerk kann einen wichtigen Beitrag zur Nutzungsdifferenzierung und Resilienz von Einfamilienhausgebieten leisten.

Masterplanverfahren – Beispiel für Beteiligungskultur

Die Beteiligung des Handwerks an baukulturell relevanten Stadtentwicklungsprojekten ist keine bloße Theorie, wie mehrere sogenannte „Masterpläne“ oder „Aktionsprogramme“ zeigen. Ausgehend von Initiativen in Hamburg haben verschiedene Städte zusammen mit ihren Handwerkskammern und Kreishandwerkerschaften in den letzten Jahren strategisch angelegte Initiativen umgesetzt, um die Flächenbedarfe für das Handwerk vorausschauend zu analysieren und konkrete Schutz- und Neubauplanungen umsetzen, aber auch, um weitere Mechanismen zur Beteiligung und Qualitätskontrolle zu etablieren. Der Masterplan in Hamburg sieht vor, dass das Handwerk „systematisch“ in Stadtentwicklungsprozesse eingebunden werden soll (vgl. Freie und Hansestadt Hamburg/Handwerkskammer Hamburg 2023: 15). So sollen sich künftig verstärkt Möglichkeiten bieten, die spezifischen Belange und Kompetenzen des Handwerks einzubringen. Dies gilt auch für den städtebaulich und baukulturell herausfordernden Bereich der „Magistralenentwicklung“ (vgl. ebd.: 16). Die ersten

Abbildung 4

Meistermeile Hamburg: Baukulturell wertvoller, innenstadtnaher Handwerkerhof in der Hansestadt Hamburg



Quelle: „bogevischs buero“ 2017

in Hamburg realisierten Beispiele, allen voran der Gewerbehof „Meistermeile“, beweisen, dass eine verdichtete Neuansiedlung des Handwerks in urbanen Lagen möglich ist, auch in baukulturell herausragender Weise.

Die „Aktionsprogramme Handwerk“ in Berlin (2021, 2024) identifizieren ebenfalls eine Reihe von Ansätzen zur Integration des Handwerks in Stadtentwicklungs- und Verkehrspolitik, zu genossenschaftlichen Gewerbehofprojekten und zur „Sichtbarmachung der Potenziale von urbanem Handwerk“ (Land Berlin/Handwerkskammer Berlin 2024: 18 ff.). Baukulturell interessant ist das Projekt zur „Sanierung von Kastendoppelfenstern“: Die vielfach in den kaiserzeitlichen Quartieren erhaltenen Holzfenster stellen einen großen baukulturellen Wert im Stadtbild dar, den es auch im Rahmen der energetischen Sanierung zu erhalten gilt (vgl. Land Berlin/Handwerkskammer Berlin 2021: 11)

Auch der „Zukunftsplan Handwerk Hannover“ von 2025 unterstreicht, wie wichtig es für die Stabilität der Quartiere ist, dass Handwerksbetriebe wohnortnahe Arbeitsplätze und Ausbildungsplätze schaffen und mit ihren Dienstleistungen zur hohen Lebensqualität in den Quartieren beitragen (vgl. Landeshauptstadt Hannover/Handwerkskammer Hannover/Kreishandwerkerschaft Hannover 2025: 10). Der „Masterplan Handwerk in Düsseldorf“ formuliert als ein Teilprojekt die „Einbindung des Handwerks in Aktivitäten für Baukultur und Denkmalschutz“ (Landeshauptstadt Düsseldorf/Handwerkskammer Düsseldorf/Kreishandwerkerschaft Düsseldorf 2023: 4)

Ausblick

Handwerk und Baukultur sind untrennbar verbunden. Dies gilt auch für die baukulturelle Dimension von Städtebau und Stadtentwicklung. Durch die verträglichen Verdichtungen, Neu-, Um- und Wiederaufbauten, die Nutzung regionaler Baustoffe, die Qualifizierung suburbaner Siedlungen, die Förderung der Stadt der kurzen Wege und verträgliche Sanierungen können nachhaltige und baukulturell wertvolle Quartiere unter Beteiligung des Handwerks gesichert und neugeschaffen werden. Hierzu sind auch innerörtliche Standorte von Kleingewerbe und Handwerk zu bewahren und neu zu entwickeln, die zur Erhaltung von Baukultur, der klimagerechten Transformation, der Verstärkung von Kreislaufwirtschaft und Reparatur sowie für Dienste in einer älter werdenden Gesellschaft vor Ort gebraucht werden. Zukünftig sind Strukturen zu schaffen, die die Betriebe noch intensiver in Prozesse der Stadtentwicklung einbinden. Die schlaglichtartige Betrachtung verdeutlicht, dass es noch viel Forschungsbedarf in diesem besonderen Schnittfeld von Handwerk und Baukultur gibt.

Literatur

Aring, J.; Faller, B.; Schnur, O., 2025: Das Einfamilienhaus – ein Auslaufmodell mit Zukunft: Plädoyer für eine differenzierte Neubewertung. vhw debatte Nr. 10. Zugriff: https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/08_publicationen/vhw_Debatte/vhw_debatte_10_Einfamilienhaus.pdf [abgerufen am 12.10.2025].

Becker, M.; Benke, C., 2023: Handwerk und Bauwende. Auf dem Weg zur Nachhaltigkeit. Alternative Kommunalpolitik, 44. Jg. (1): 40–42.

Benke, C., 2021: Urbane Produktion und Handwerk 4.0 – Perspektiven der Innenstädte als Zukunftsstandorte für das Handwerk. In: Krüger, T.; Piegeler, M.; Spars, G. (Hrsg.): Urbane Produktion – Neue Perspektiven des produzierenden Gewerbes in der Stadt? Stuttgart: 95–104.

Benke, C., 2022: Handwerk und städtische Resilienz. Bedeutung und Potenziale ansässiger Betriebe für nachhaltige und resiliente Quartiere. PlanerIn, 33. Jg. (2): 27–30.

Benke, C., 2024: Vorortplanungen zwischen 1900 und 1920: Erfahrungen für die Qualifizierung und Reurbanisierung von Suburbia. In: Altrock, U.; Krüger, A.; Bertram, H. (Hrsg.): Neue Suburbanität? Stadterweiterung in Zeiten der Reurbanisierung. Bielefeld: 295–316.

Berten, V.; Siegele, J., 2023: Handwerk in Innenstädten. Neue Ansätze zur Sicherung, Neuansiedlung und Präsentation von Handwerksbetrieben in inneren Stadtbereichen. Karlsruhe.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.), 2020: Neue Leipzig Charta 2020: Die transformative Kraft der Städte für das Gemeinwohl. Bonn.

Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI) (Hrsg.), 2021: Memorandum Urbane Resilienz: Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt. Berlin.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hrsg.), 2013: Baukultur in ländlichen Räumen. Berlin.

Bundesministerium für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen (BMWSB) (Hrsg.), 2024: Gemeinsam Räume für gutes Zusammenleben gestalten. Die Baukulturellen Leitlinien des Bundes. Berlin.

Bundestiftung Baukultur (Hrsg.), 2023: Bericht Baukultur 2022/23. Neue Umbaukultur. Potsdam.

Freie und Hansestadt Hamburg; Handwerkskammer Hamburg 2023: Masterplan Handwerk 2023. Zugriff: <https://www.hamburg.de/resource/blob/201488/dce7c76bb730156447de5b38867adb5d/masterplan-handwerk-2030-data.pdf> [abgerufen am 26.10.2025].

Kähler, G.; Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (BMV), 2001: Statusbericht Baukultur in Deutschland: Ausgangslage und Empfehlungen. Berlin.

Krautzberger, M., 2014: Baukultur als ein Rechtsbegriff? Zugriff: <https://www.krautzberger.info/assets/2013/04/HU.Baukultur.17.12.2014.pdf> [abgerufen am 12.08.2025].

Kulturministerkonferenz, 2018: Erklärung von Davos 20.-22. Januar 2018. Davos.

Land Berlin; Handwerkskammer Berlin 2021: Aktionsprogramm Handwerk 2021–2023. Berlin.

Land Berlin; Handwerkskammer Berlin 2024: Aktionsprogramm Handwerk 2024–2026. Berlins Stärke: Ein Handwerk, das... Berlin.

Landeshauptstadt Düsseldorf; Handwerkskammer Düsseldorf; Kreishandwerkerschaft Düsseldorf 2023: Masterplan Handwerk Düsseldorf. Düsseldorf. Zugriff <https://www.duesseldorf.de/fileadmin/Amt13/pres-seanhang/2302/230214-masterplan-handwerk.pdf> [abgerufen am 21.10.2025].

Landeshauptstadt Hannover; Handwerkskammer Hannover; Kreishandwerkerschaft Hannover 2025: Zukunftsplan Handwerk Hannover. Zugriff: [https://e-government.hannover-stadt.de/lhhsimwebdd.nsf/648981320404964AC1258C84001934FB/\\$FILE/1000-2025_Anlage1.pdf](https://e-government.hannover-stadt.de/lhhsimwebdd.nsf/648981320404964AC1258C84001934FB/$FILE/1000-2025_Anlage1.pdf) [abgerufen am 10.10.2025].

Moczala, C.; Sieverts, T., 2022: Die Urbanisierung der Einfamilienhausgebiete: Eine kleine und leise Alltagsurbanität. Die Architekt, 70. Jg. (5). Zugriff: <https://die-architekt.net/die-urbanisierung-der-einfamilienhausgebiete/> [abgerufen 21.10.2025].

Schmidt, A.; Söfker-Rieniets, A., 2019: Urbane Mischung: Standortsicherung von Handwerksbetrieben. Studie in Düsseldorf-Bilk und Düsseldorf Flingern. Studie im Auftrag der Handwerkskammer Düsseldorf. Essen.

Umweltbundesamt (UBA), 2023: Dreifache Innenentwicklung. Definition, Aufgaben und Chancen für eine umweltorientierte Stadtentwicklung. Dessau-Roßlau.

